…beträgt:

	gegen	13 M. 50 ₰
	Voraus-	7 M. — ₰
	…ung	4 M. — ₰
…r ein…		1 M. 50 ₰
…gweise …	. . .	— M. 6 ₰

… die französisch… …schen Bücher besteht …sonderes Abonnem… …nd zwar zu folgenden …ngen:

Für ein ganzes Jahr	gegen	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr	Voraus-	9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr	bezahlung	5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).
29. Kaufingerstraße 29.

Vom Cirkus zum Grafenschloß.

Vom

Cirkus zum Grafenschloß.

Zeitroman aus unsern Tagen

von

Graf Adalmar Dabei.

Dresden,

Druck und Verlag von C. C. Meinhold & Söhne,

Königl. Hofbuchdruckerei.

1886.

I.

In den Straßen Hetzsteins, einer großen süddeutschen Stadt, fegte rauher Ostwind, während strenge Winterkälte den dicht gefallenen Schnee unter den Rädern der Wagen und den eiligen Tritten frierender Fußgänger erknarren machte.

Wera Tiralla, die gefeierte Cirkusdirektorin, stand, an den braunledernen, weichen Stulphandschuhen nestelnd, zur Probe gerüstet, am Fenster.

Schon seit einer halben Stunde hatte diese begonnen, und dennoch zögerte die kühne Schulreiterin immer noch, dorthin aufzubrechen. Ein paar kleine Falten traten zwischen die wunderbar geschweiften Augenbrauen auf ihre von schwarzen Löckchen halb verdeckte Stirn.

Nervös fuhren die Finger der Rechten nach der zierlichen Taschenuhr, während die in hohe glanzlederne Stiefel

gehüllten, prächtig gewölbten Füße recht energisch mehrere Male den schon leicht verschossenen Gasthof-Teppich bearbeiteten.

Sporenklirren, Säbelgerassel, ein kurzes Pochen an der Thür, und ohne das „Herein“ abzuwarten stürmte ein junger Premierlieutenant, welchen die blaue Farbe seines Überrocks als zum Hetzsteiner Dragoner-Regiment gehörig kenntlich machte, ins Zimmer.

Zwei der trägen Ruhe pflegende Riesendoggen hoben die Köpfe, schnüffelten einige Male nach dem Eingetretenen hin, doch als sie in ihm den hohen, eleganten Offizier erkannten, ließen sie selbige wieder sinken und gaben nur durch Schlagen der kräftigen Ruten zu erkennen, daß von diesem Freunde der ihrem Schutze anvertrauten Herrin keinerlei Gefahr drohe.

„Verzeih, Wera, daß ich dich warten ließ, aber die Reitstunde wollte heute kein Ende nehmen!“

Mit diesen Worten ergriff der sehnsüchtig Erharrte beide ihm gern überlassenen Hände jener Frau, aus deren scharf gezeichnetem, schönen Antlitz jede Spur zorniger Ungeduld nun verschwunden. Darauf umspannten die schmalen Finger Graf Harzburgs, des schnittigsten Reiters seines schneidigen Regiments, die geschmeidige Taille der

im knappen Reitkleid vor ihm Stehenden, mit keckem Drucke sie an sich ziehend. Ehe die Nichtwiderstrebende es verhindern konnte, brannte eine ganz stattliche Anzahl glühender Küsse auf ihren feurig-dunklen Augen.

Erst wenige Wochen waren vergangen, seitdem der Cirkus Tiralla seinen Einzug in Hetzsteins Mauern gehalten, doch sie hatten genügt, um Graf Harzburgs und Frau Weras Herzen in heller Lohe für einander entflammen zu lassen.

Und heute waren sie zum ersten Male allein! Hatten zum ersten Male jene doppelt süßen, weil verbotenen Zärtlichkeiten geben und empfangen können.

Am Abend sollte der Direktorin Benefiz sein.

Erst heute Morgen hatte es Graf Harzburg zufällig erfahren und schnell entschlossen seinen Diener zur Benefiziantin mit einem Billet gesandt, in dem er bat, ihn um zwölf Uhr zu erwarten. Die Antwort war ein kurzes „Ja“ gewesen.

Nun war er gekommen, hatte nach kühner Reiterweise mit einem Blick die Situation überflogen, nach echter Dragonerart, ohne Furcht und Zagen, die Attacke angesetzt und siegreich durchgeführt, und begann, der Geliebten den Grund seines Erscheinens vorzutragen. Leicht ein

Knie vor seiner Herzenskönigin beugend, bat er, am Abend seine Farben zu tragen.

Frau Wera, vom wonnigen Schauer der Stunde durchglüht, sagte ohne Bedenken zu, trotzdem sie voraussah, daß diese Bevorzugung eines Anbeters ihr einige verletzende Bemerkungen, wenn nicht gar brutale Szenen vom eifersüchtigen Gatten eintragen würde. Gern wollte die schöne Frau all dieses für den geliebten Mann ertragen. Einen Wunsch ihm abschlagen, erschien ihr vollständig außerhalb des Bereichs ihres Denkens.

Bald nach dem ersten Auftreten der Direktorin in Hetzstein hatte diese die Bekanntschaft des durch äußerliche Schönheit, edle Männlichkeit und hervorragende Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Offiziers gemacht. Wie seine Kameraden alle, also war auch Graf Harzburg von der Schneide, Sicherheit und Anmut entzückt, mit welchen die graziöse Reiterin ihre Schulpferde in der Arena tummelte. Der immer häufiger im Cirkus Erscheinende hatte der zwanzigjährigen Frau ein wenig den Hof gemacht, ihr Blumen zugeworfen, sie in den Sattel gehoben, über ihren kleinen Fuß den Steigbügel gelegt und dann die Falten des weichen Kleides malerisch darüber gebreitet.

Öfter und öfter war er in den Proben erschienen

und bald ein ständiger Gast dort geworden. Lernend und lehrend, scherzend oder die eigenen Künste im Sattel mit denjenigen Frau Weras messend, hatte er viele ihm kostbar deuchtende Stunden in ihrer Gesellschaft verbracht.

Von ernster Leidenschaft, wild glühendem Verlangen oder gar einem Gefühl der Liebe war in dem bisherigen Verhältnis, wenigstens von seiten des an leichte Erfolge gewöhnten Grafen, keine Rede gewesen.

Da hatten jene beiden einst in der Arena gestanden und von Reiterstückchen berühmter Helden gesprochen. Im heiteren Übermut war vom Grafen der Wunsch verlautet, gleich Seidlitz über einen menschengefüllten Wagen zu setzen. Obgleich letzterer schnell von der Straße herbeigeschafft war, wollte ungeachtet der Zureden Harzburgs Niemand darin Platz nehmen. Das beleidigte den an Widerstand nicht gewöhnten Offizier, denn er nahm an, daß die Anwesenden seiner Reitkunst mißtrauten. Flammende Röte überzog sein Gesicht, in rascher Folge bot er 3000 Mark, dann das doppelte und endlich verdreifachte er sein Gebot. Trotz dieser hohen Summe wollte sich immer noch Keiner seinen Kopf dafür möglicherweise von den Pferdehufen zerschellen lassen.

Da rief der in seiner Kavalleristen-Ehre aufs tiefste

gekränkte Offizier, er zahle 30,000 Mark. Mehreren armen Burschen, welchen jene Summe als ein schier unerreichbar hohes Glück vorschwebte, zuckten die Glieder, schon wollten sie vortreten, um sich anzubieten, aber von den besorgten Genossen festgehalten, wurden sie wieder in ihrem Entschlusse wankend gemacht, denn sie mußten zugeben, daß ohne Schädel der Genuß jener 30,000 Mark ein sehr fragliches Vergnügen sein würde.

Jetzt ließ plötzlich Frau Wera den Bügel fahren und sich selbst aus dem Sattel gleiten, das Reitkleid aufraffend, schritt sie dem Wagen zu, dort mit verschränkten Armen in einer Ecke Platz nehmend.

Hell leuchteten die Augen Graf Harzburgs, sah er doch nur das sichere Zutrauen zu seiner Kunst in der Handlungsweise der schönen Frau, mit keinem Gedanken machte er sich in jenem Momente die etwa daraus entstehenden Folgen klar. Seine Fuchsstute in Galopp setzend, jagte er einige Male die Bahn entlang, um dann in gerader Richtung auf den Landauer zuzusteuern. Ein Hepp, ein mächtig Heben, ein steiler Sprung — und überwunden war das seltsame Hindernis.

Vom Pferde springend öffnete der Graf den Schlag des Wagens, hob die Direktorin heraus und leitete sie

zu ihrem Braunen. Sobald sie diesen bestiegen, nahm er den von Frau Wera soeben verlassenen Wagenplatz ein, erwartend, daß sie nun gleichfalls ihr Glück in jenem Sprunge versuchen werde. Statt aber solches zu thun, lenkte sie ihr Tier nur dicht an die Seite des Offiziers, um ihm leise die Worte zuzuflüstern:

„Ihr Leben ist mir zu teuer, verlangen Sie nicht, daß ich es leichtsinnig aufs Spiel setze. Ohne Sie vermag ich mir eine Zukunft nicht mehr zu denken.“

Alles hatte Graf Harzburg erwartet. Ein solches Geständnis der schönen Frau nicht!

Vergebens war sein Bitten und Drängen. Die Direktorin blieb bei ihrer Weigerung. Tief beschämt mußte er den eigenen Willen unter den des ihn strahlenden Auges anblickenden Weibes beugen. Hingebende, allgewaltige, demütige Liebe las er aus diesem feuchtschimmernden, dunklen Sternenpaar. Zum ersten Male empfand der verwöhnte Günstling der Frauen etwas anderes im Herzen, als frohe Siegesfreude. Eine riesengroße Liebe, die selbst seinetwegen dem Tode getrotzt, war ihm unvermittelt gegenüber getreten. —

Tage und Wochen waren seitdem dahingegangen.

Jene beiden hatten sie durchlebt, doch anders, als alle ihnen in ihrem jungen Leben bisher verronnenen.

Eine nicht zu bezähmende Unruhe trieb den Grafen immer von neuem in jene Bretterhallen, in denen er sicher war, Wera Tiralla anzutreffen. Stundenlang lehnte er dort im süßen Geplauder mit ihr an einer Logenbrüstung, um den Proben zuzuschauen, oder am Abend im Stande Kornblumes, des prächtigen Lieblingsrosses der Schulreiterin, den Moment erharrend, in welchem er sie in den Sattel heben durfte. Beim hellen Lichterglanz, inmitten des übervollen Cirkus, unterm stürmisch gezollten Beifall der begeisterten Menge, empfand der Graf erst voll und ganz den hohen Reiz, von der Löwin des Tages bevorzugt zu werden.

Ihm galt der Dank der kühnen Reiterin, wenn wilder Applaus sie dazu nötigte; nach ihm zugewendet fiel Kornblume in die Knie, wenn ihre Herrin, von Blumen überschüttet, die Gerte salutierend neigte; im weiten Raum gab es nur einen Punkt, welchen Weras Augen suchten und schnell fanden, und das war jene Stelle, an der ihr Geliebter weilte. —

Längst schon hatte die Reiterin vom hierüber aufgebrachten Gatten unerquickliche Worte hören, sogar

heftige Vorwürfe hinnehmen müssen. Der nur an seinen Vorteil denkende Direktor verlangte, daß seine Frau mit allen kokettieren, gegen jeden gleichmäßig liebenswürdig sein sollte. Sobald sein Interesse im Spiele, konnte jener Mann roh und brutal in selten vorkommender Art und Weise werden.

Wer ihn im Cirkus sah, mußte glauben, daß solches unmöglich sei, so ruhig und gleichmäßig höflich war sein Wesen. Doch dieses war nur die im langen Künstlerleben einstudierte Maske. In der Arena und im Stall, sobald Fremde zugegen, erschien er stets als ernster, verbindlicher Mann, welcher keinem seiner Gäste auch nur das geringste Hindernis im thun und lassen in den Weg legte, welcher nur für seine Pferde und ihre Dressur Augen und Gedanken zu haben schien.

Einem scharfen Menschenkenner konnte es nicht entgehen, daß der Direktor, trotz dieses Gebahrens, ein wachsames Auge für alle Cirkusbesucher hatte.

Aus den Anreden, welche er gelegentlich den ihn in ein Gespräch Verknüpfenden zukommen ließ, war zu ersehen, daß er schon nach mehrmaligem Besuch einen jeden kannte.

Mochte es nun sein wer es wollte, hatte er nur

Geld und war gewillt, damit nicht zu knausern, so konnte er sicher darauf rechnen, vom Direktor eine Rang- oder Titelerhöhung zu erhalten. Mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit führte Herr Tiralla dieses Avancierenlassen durch, nannte den seines Vaters oder Prinzipals Geld verschwendenden Kaufmannsjüngling „Herr von,“ den die Kunst in der Form lieblicher Reiterinnen oder leichtbeschwingter Balleteusen protegierenden Kommissionsrat „Herr Geheimrat,“ den näselnden Baron „Herr Graf“ und den bevorzugten Kourmacher seiner Gattin, den eleganten Grafen Harzburg, nie anders als „Durchlaucht.“

„Sein, nicht scheinen!“

Es ist eine tief durchdachte Devise, welche sich der weise Schlachtenlenker, der genialste Meister der Kriegskunst, Marschall Moltke, zum Wahlspruche erwählt. Wie wenig Menschen giebt es aber auf unserem Erdballe, welche ihm folgen.

„Scheinen, nicht sein!“

könnte man bei dem größten Teile aller Cirkusbesucher ausrufen. Auf diese eitle Schwachheit seiner Besucher fußend, wandte der Direktor jenen plumpen Kniff, stets mit ungeschwächtem Erfolge, immer von neuem an.

Noch einmal so stolz, wie wenn schon ein Stück der Erhöhung ihnen anhaftete, warfen sich die Geschmeichelten in die Brust, um möglichst bald einmal wieder die Gelegenheit zu erfassen und sich vor recht viel Zuhörern also betiteln zu lassen.

Doch hiermit sei keineswegs gesagt, daß einem verhätschelten Kavalier, wie Graf Harzburg, jener Titel imponierte. Der an Schmeicheleien von Jugend an gewöhnte, reiche Erbe gelangte durch sie nur zu dem falschen Schlusse, daß sich Weras Gatte wenig um seine Frau kümmere und nicht einmal wisse, wie ihr bevorzugter Anbeter heiße.

Wie falsch jene Auffassung war, wie sehr der vornehme Magnat das Künstlerleben mit seinen verwöhnten Augen ansah und von stolzer Höhe aus betrachtete, mußte Frau Wera zu ihrem Leidwesen nur zu oft erfahren. Doch zu stolz zum klagen, ertrug sie still und geduldig die rohen Ausbrüche ihres Mannes, derselben mit keiner Silbe gegen den Geliebten erwähnend.

II.

Frau Wera hatte zugesagt, in den Farben des Geliebten zu reiten. Voll stolzer Freude hierüber war Graf Harzburg davon geeilt, um den schönsten Lorbeerkranz zu bestellen, den Hetzsteins erster Blumenkünstler anzufertigen imstande.

In der alten Reiterkaserne seines Regiments sammelten sich kurz vor fünf Uhr einige zwanzig Offiziere mit mehreren Gästen im Konversationszimmer, um am gleichbeginnenden Mahle teilzunehmen.

Nur zu leicht konnte [illegible] Uneingeweihte erkennen, welch hohen Ansehens sich Graf Harzburg bei seinen Kameraden erfreute. Wie er äußerlich eine Zierde seines Standes, also hatte er es vermocht, sich durch ritterliches Wesen, hohe dienstliche Fähigkeiten und glänzende geistige Begabung auch gleichsam zum tonangebenden, belebenden Mittelpunkt seines Offizierkorps aufzuschwingen.

Giebt es doch in jeder Truppe einen oder mehrere Offiziere, welche durch jene Eigenschaften, ihnen oft selbst unbewußt, zum herrschenden Elemente werden. Die deutsche Armee ist zu groß, als daß sie sich noch, wie vielleicht vor hundert Jahren solches möglich war, aus Söhnen solcher Familien in ihren Lehrern und Erziehern des Volkes in Waffen rekrutieren könnte, welche kraft ihrer Traditionen und Erziehung von Geburt aus dazu berufen erscheinen. Alle Stände, die verschiedensten Elemente, unter ihnen auch solche, welche zu allem eher als zum kurz befehlenden, stumm gehorchenden Soldaten sich eignen, füllen heute die Blätter der Rangliste.

Wenn auch jener militärische Geist, welcher so herrlich und hervorragend in keiner Armee anzutreffen ist, wie in der deutschen, zwar langsam und allmählich den einzelnen Gliedern anerzogen werden kann, so ist mit ihm doch noch lange nicht alles erreicht. Die Hauptsache bleibt immer jener vornehme Ton, jene echt kavaliere Umgangsform untereinander und mit den Untergebenen. Diese kann nicht anerzogen, sie muß dem Offizier angeboren sein, soll sie voll und ganz zur Geltung kommen.

Da dieses aus obigen aber nicht bei allen gleich-

mäßig der Fall ist, so ordnen sich diejenigen, welchen diese Eigenschaften nicht von der Natur als Mitgift in die Wiege gelegt, jenen unter, und bemühen sich, äußerlich wenigstens, deren Formen und die Art und Weise sich zu geben, nachzuahmen.

Nichts ist da wohl natürlicher, als daß Männer, welche durch Erziehung und Geburt hierzu berufen erscheinen und die außerdem mit hervorragendem soldatischem Geiste, verbunden mit edelmännischen Formen, ausgestattet sind, eine stillschweigend anerkannte Hegemonie in ihrer Truppe ausüben.

Meistens geschieht solches nicht zum Schaden der Waffe, denn wo in ihr neben tüchtigem soldatischen Können ein schneidiger, aber vornehmer Geist waltet, wird sie bald zu hohem Ansehen in der Armee gelangen.

Im Hetzsteiner Dragoner-Regimente herrschte jener Ton. Durch seine gute Garnison waren ihm, sei es durch Zufall, sei es als Belohnung für schon geleistete Dienste, zum öfteren vorzügliche Elemente eingereiht worden. Aus demselben Grunde stand es auch den Kommandeuren frei, ihre Auswahl im sich zahlreich meldenden Nachwuchse ganz nach Belieben zu treffen.

Die Thüren wurden aufgerissen; im hellen Kerzen-

glanze strahlte der lange Speisesaal, um dessen einfach-vornehm gedeckte Tafel die Herren ganz nach Belieben, ohne Ansehen von Rang und Würden, sich gruppierten.

Ein eigner Zauber liegt in solch militärischen Speisesälen, er wird hervorgebracht durch jähe Kontraste. Während die gegenwärtige Generation im frohen Lebensgenuß sich den Freuden der Tafel hingiebt, schaut die Vergangenheit, in Gestalt von Porträts all der früher im Regiment gedient habenden Offiziere uns von den Wänden ernst entgegen.

Viele sind längst begraben, manche verschollen, andere dienen heute in fernen Garnisonen, doch sie alle haben dereinst in jenen Räumen sich wohl und heimisch gefühlt, haben das Regiment als ihre Familie betrachtet und willig und gern ihm ihre besten Kräfte geopfert. Wo wir sonst gewohnt sind, mit Blumen oder Früchten gefüllte Aufsätze zu finden, blickt uns hier von der Mitte der Tafel ein ernster Reiter entgegen, welcher, das scharfe Schwert in der Hand, Wache zu halten scheint über seines Regimentes Ruf und Ehre; mahnend deuten die Namen und Daten der Schlacht- und Kampfestage auf dem unterstehenden Sockel, daß ein jeder allezeit eingedenk sein soll: Gut, Blut und Leben freudig für König und Regiment hinzu-

geben. Und wie jene denkwürdigen Tage dort uns ins Gedächtnis gerufen werden, so tritt bei jedem Gang die Erinnerung an einen Waffengefährten uns vor Augen, denn bei jedem Besteckwechsel lesen wir neue Namen unter der eingravierten Regiments-Chiffre.

Während an der Tafel ungezwungene Heiterkeit regierte, klangen aus angemessener Ferne die frischen Klänge der Trompeter herüber. Die blauen Reiter boten ihren Gästen durch höfliches Zutrinken ein frohes Willkommen, welches diese dann später erwiderten. Manch freies Wort, manches nicht für zarter Jungfrauen Ohren berechnete Histörchen wurde laut, und dennoch griff ein jeder der kühn blickenden Männer lautlos zum Glase, um beim Einstich der Gabel in den Braten aufs Wohl der Damen zu trinken.

Ob es goldgelber Rheinwein, dem feurige und dennoch so liebliche Düfte aus grünfunkelndem Römer entströmten, ob es der Burgunderrebe blutigroter, schwertropfender Saft, in dessen dünnen, weithalsigen Kristallschalen die Strahlen des Kronleuchters sich brachen, oder ob es jenes eisig gelblich prickelnde Naß war, welches unaufhörlich seine leichten Geistesperlen verlockend emporsandte — es galt eins, auf der Schöpfung höchsten Preis, auf edle

Frauen, holde Mägdelein, wurden sie, zur Nagelprobe bereit, in mächtigem Zuge geleert.

Eine alte aber gute Sitte ist dieses Gedenken holder Frauen bei den Mahlzeiten deutscher Soldaten, denn den lebenslustigen Söhnen des Mars wird hierdurch täglich von neuem in Erinnerung gebracht, daß die Familie und das Weib allein es ist, welches dem Staat und der menschlichen Gesellschaft den dauernden Bestand garantiert, die Männer vom gänzlichen Aufgehen im rauhen Waffenhandwerk abzieht und ihnen zarte Rosen auf ihre oft schweren Pfade freigebig hinzustreuen bereit sind. —

Der feierliche Moment war vorüber. Ein jeder hatte auf das, was er liebte, getrunken.

Das Gespräch kam auf naheliegende Stoffe. Bald war es beim Benefiz Frau Wera Tirallas angelangt.

Allgemein machte sich der Wunsch geltend, durch eine Fahrt nach dem Cirkus den Tag würdig zu beendigen. Ordonanzen stürmten fort, um Blumen und Kränze zu besorgen, welche der kühnen Schulreiterin zum kavalleristischen Tribut werden sollten. Für Leistungen auf seinem Gebiet hat ja jeder echte Reitersmann zu allen Zeiten Bewunderung und Anerkennung, die in diesem Falle noch

durch die Schönheit und Anmut der Direktorin ganz besonders gesteigert worden war.

Diener trugen den dampfenden Kaffee, eine Batterie Likörflaschen und edle Garcias herzu, an deren Wohlgeschmack sich die Herren der Tafelrunde erbauten. Vielleicht ist es der schönste Moment eines Mahles, wenn sich jener den kleinen Mokkatassen entsteigende Geruch mit dem bläulichen Wölkchen des herrlichsten Erzeugnisses der Havanna vermengt, und man zum sorgfältig halb Kognak, halb Kürassao vollgeschenkten „petit verre" greift, um es ganz langsam und allmählich dem verwöhnten Gaumen zum Opfer zu bringen. Entzückende Ruhe des Geistes und Körpers nimmt Besitz von uns, träumerisch schaut ein jeder den Ringeln nach, welche er kunstvoll den Lippen entzaubert. Selbst der Gesprächigste wird zum Schweiger, nur Nichtraucher, diese armen, unendlich viel kostbare Stunden hierdurch sich Verscherzenden, sie können jene geweihten Augenblicke nicht respektieren und entheiligen sie mit banalem Alltagsgeplauder. —

Wagen hielten vorm postenbewachten Portale, um die Herren im raschen Trabe jenem Brettertempel zuzuführen, welcher seit jeher unendliche Anziehungskraft auf

die Männerwelt ausgeübt hat und solches voraussichtlich wohl auch fernerhin thun wird. —

Leicht an den Standbaum der lichtbraunen Stute Kornblume gelehnt, welcher Frau Wera die Ehre zugedacht, sie am Abend ihres Benefizes in der hohen Schule vorzuführen, stand Graf Harzburg im kosenden Geplauder mit der Geliebten. Ein warmer, breitgestreifter, enganliegender Paletot verhüllte das Reitkleid.

Erst als die Reiterin die von duftenden Veilchen umgebene gelbe Rose am Busen befestigen wollte, welche ihr der gräfliche Freund mitgebracht, erkannte der Offizier die ihm so trauten Farben seines alten Geschlechts, welche sinnreich verteilt, an der Taille Weras voll zur Geltung gelangten.

Hell loderten die Augen in so siegessicherer Freude, mit denen der reiche Magnat die Tochter armer Kunstreiter jetzt glühend und begehrlich zu verschlingen schien, daß selbst die zeit ihres Lebens ans leichte Künstler-Leben und Lieben gewöhnte Direktorin vor jenen die ihren zu Boden schlagen mußte.

„Wera, willst Du mein werden?“

Leise, doch deutlich vernehmbar tönten die Worte in den Ohren der erschauernden Frau und fanden nur zu

williges Gehör im wildpochenden Herzen des heiß liebenden Weibes.

Während um sie her das emsige Getriebe des Personals wogte, an allen entlegenen Ecken leicht fröstelnde Balleteusen, ein dürftiges Tüchlein um die entblößten Schultern geschlungen, mit ergrauten Kunstmäcenen im leisen Geflüster umherstanden, kaum der ersten Jugend entrückte Kinder in den Gängen zur bevorstehenden großen Ausstattungs-Pantomime ihre Sprünge noch einmal übten, während Stallknechte mit Tüchern und Bürsten über die in die Manege abgehenden Tiere fuhren, ein paar Clowns trübseligen Gesichts einen neuen Kalauer berieten, und der erste Schulreiter, im Vollgefühl seiner hohen Würde sich langsam aus dem knarrenden Sattel seines Goldfuchses zur Erde gleiten ließ, hauchte Wera Tiralla dem Grafen ein bindendes „ja“ zu.

Als hätten es die Musikanten vernommen, so wild setzten sie zum stürmischen Galopp ein, einen Moment blickten sich beide erschreckt um, doch nur den Voltigierpferden galten die Klänge, vom ungesattelten Tiere hüpfte Fräulein Arkanda durch die mit Seidenpapier bespannten Reifen.

Händeklatschen, Bravorufe wurden laut, die Klingel

gellte durch den Stall, Stallmeister eilten herbei, um an Kornblume die letzte Hand ordnend zu legen und ihre Direktorin darauf zu heben, doch Graf Harzburg schob sie beiseite, half der Benefiziantin den Paletot ausziehen und ihr selbst in den Sattel. Seine Augen überflogen noch einmal prüfend Reiterin und Roß, als alles in Ordnung befunden, wandte sich der Offizier seiner Loge zu.

Während die Clowns mit ihrem neuen Witz den Inhabern der dem Himmel am nächsten liegenden Plätze lauten Beifallsjubel und dröhnende Lachsalven entlockten, stimmten die Musikanten noch einmal zur Hauptpieçe des Abends die Instrumente.

Leise einsetzend, schwoll die Musik allmählich an, die Thüren wurden aufgerissen, die Heldin des Abends hielt, vom Jubel sondergleichen, von Blumen und Lorbeerkränzen empfangen, ihren Einzug. Hold sich nach allen Seiten verneigend, am tiefsten vor dem schnell gefundenen Grafen, begann sie die Touren der hohen Schule. Niemals vorher hatte Kornblume ihre Sache so brillant gemacht; die Stute trat, als verstände sie die Bedeutung des Tages zu würdigen. Mit vollendeter Meisterschaft führte das sich ganz verstehende Paar die schwierigsten

Manöver durch, auch nicht eine Bewegung mißlang, so daß selbst die sachverständigsten Zuschauer zu lauten Beifallsbezeugungen hingerissen wurden.

Doch der wahre Sturm brach erst hervor, als die große Menge, welche ja naturgemäß nicht ahnen kann, was für unendliche Geduld und Sachkenntnis dazu erforderlich sind, ein Pferd zu derartig hoher Ausbildung vorzubereiten, sich an den Sprüngen über die zur Feier des Tages mit Blumen umwundenen Hürden begeisterte. In fliegender pace nahm Wera Tiralla die senkrecht aufgestellten Hindernisse, höher als der Fuchs Harzburgs dereinst gesprungen, stachelte das kühne Weib heute ihre Kornblume zu rasenden Sätzen, selbst dem Direktor war es zu viel. Eine zu kurze Wendung, ein einziger falscher Anzug — und all das blühende Leben war für immer entflohen, oder, was vielleicht noch schlimmer, jene Frau dort im Sattel war, zwanzig Jahre alt, dem traurigen Loos verfallen, langsam bis ans ersehnte Grab dahinzusiechen.

Das derartiges Spielen mit dem Tode liebende Publikum geberdete sich wie toll, das Haus dröhnte förmlich von Klatschen, Stampfen und ununterbrochenem Beifallsgeschrei. Als auf einen Wink ihres Gebieters die Stall-

meister die Hürden eingezogen und schnell aus der Bahn entfernt hatten, brachte ein einziger Anzug der geübten Faust Kornblume zum Stehen. Hoch auf zur mächtigen Parade bäumte sich die Stute, um sich langsam auf die Kniee fallen zu lassen. Einen Moment schweiften Weras Augen im Kreise umher, wie wenn sie sich erst wieder zurecht finden müßten, dann blieben sie vor stolzer Freude glänzend auf dem Antlitz des gefundenen Geliebten haften. Und er, der stolze Reiteroffizier, trat an die Brüstung seiner Loge, um im geschickten Wurfe den schleifengeschmückten, kostbaren Lorbeerkranz der Reiterin über den entgegengestreckten Arm zu werfen. Als hätte sie den höchsten Preis dieser Erde erjagt, so triumphierend drückte die beglückte Frau die Blätter des Kranzes an ihre Brust; alle übrigen Zeichen des Beifalls mit keinem Blicke würdigend, riß sie die Stute empor und brauste, in rasendem Karriere die Bande überspringend, aus der einem Blumenteppich gleichenden Arena.

Kein noch so anhaltender Applaus war imstande, die Benefiziantin wieder erscheinen zu machen. Der Direktor mußte sie endlich durch ein plötzlich eingetretenes Unwohlsein entschuldigen.

Während das glanzvolle Ausstattungsstück die Augen

der Zuschauer blendete und das ganze Personal in Atem erhielt, saßen in einem leeren Stande auf einigen Bunden Stroh zwei glückliche Menschen Hand in Hand. In fliegender Hast, ohne Überlegen und ohne sich die Folgen klar zu machen, beschlossen sie, daß diese Stunde einen Wendepunkt in ihr Leben bringen sollte.

III.

Direktor Tiralla war einer Einladung der Hetzsteiner Dragoneroffiziere mit seiner Gattin gefolgt und hatte die ersten Reiterinnen zu dem den Abend beschließenden Souper mitgebracht.

Das erste Glas des überschäumenden Champagners galt der kühnen Reiterin, welche alte Kavalleristenherzen heute vor Angst um ihr Leben zum Stillstehen gezwungen.

Allgemein war die Bewunderung, welche der Künstlerin für diese bisher nie geschauten Leistungen einer Frau gezollt wurde. Manch einer beneidete im stillen Graf Harzburg, dessen Erfolge im Herzenbrechen zwar bekannt, aber noch nie so deutlich sichtbar wie am heutigen Abend hervorgetreten waren.

Obschon der Direktor sich ungeteilt den Freuden der Tafel hinzugeben schien, war ihm doch eine leichte Miß-

stimmung anzumerken; desto heiterer wogte die Unterhaltung mit seinen Reiterinnen und den sie umgebenden Herren. Stillschweigend war dem Grafen Harzburg der Platz an Frau Weras Seite eingeräumt worden, keiner der Anwesenden verspürte Lust, mit einem so bevorzugten Gegner in die Schranken zu treten.

Trotzdem war es diesem nicht möglich, mit seiner Nachbarin andere, als ganz harmlose Gegenstände in der Unterhaltung zu berühren. Instinktiv konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß der dem Paare gegenübersitzende Gatte auf jedes von ihnen gesprochene Wort lauschte. Das reizte den begünstigten Liebhaber. Teils um dem Direktor seine Überlegenheit fühlbar zu machen, teils um ihn in eine lebhafte Konversation zu ziehen, knüpfte er mit ihm ein Gespräch über Pferdedressur an, in dessen Verlauf er leichthin die kecke Behauptung aufstellte, daß ein tüchtiger Kavallerist wohl imstande sei mit guten Dienstpferden in Kürze dasselbe zu leisten, was die Herren Kunstreiter erst nach monatelanger Arbeit erreichten.

Direktor Tiralla, in seinem Berufsstolz angegriffen, widersprach. Man stritt hin und her, bis endlich der Graf die Wette proponierte, in vierzehn Tagen vier seiner Reitpferde so weit vorzubilden, daß er, auf den beiden

hinteren stehend, die Fahrschule in allen Gangarten vorführen könnte.

Der Direktor ging darauf ein. Es handelte sich nur noch um den Preis.

Harzburg bot 10,000 Mark und bat, Kornblume dagegen einzusetzen.

Ohne Besinnen schlug der Kunstreiter in die ihm entgegengestreckte Hand ein.

Es war stille geworden. Alle hatten gespannt dieser sie lebhaft interessierenden Wette gelauscht. Jetzt war der Bann gebrochen, eine jedes leise Wort verschlingende Unterhaltung hatte sich entwickelt. Die meisten der Gäste belachten den Einfall des Grafen und nannten ihn „echt Harzburgsch.“ Keiner, außer seiner Nachbarin, ahnte aber den wahren Grund seines Unternehmens.

Jetzt war der Moment gekommen, in dem Frau Wera sich ungestört mit dem Geliebten unterhalten konnte. Nach einigen wiederaufgegebenen Entschlüssen versprach sie, sich morgen krank zu stellen und bis zur Austragung der Wette nicht mehr im Cirkus zu erscheinen. —

Vierzehn Tage, welch kurze Spanne Zeit, und dennoch, wie unendlich viel Freud und Leid kann sie dem einzelnen Menschen bringen!

Zwei Wochen waren ins Land gegangen! Mit unendlicher Ausdauer und Hingabe hatte sich Graf Harzburg der Dressur seiner Pferde unterzogen, sich selbst im Stehen auf den Rücken zweier ruhigen Schwadronsgäule unausgesetzt geübt. Allabendlich hatte er die Dragoner seiner Eskadron in der hellerleuchteten Bahn mit Bier bewirten lassen, dafür hatten sie weiter nichts zu thun gehabt, als möglichst viel Lärm zu machen. Die Trompeter des Regiments waren zu seiner Verfügung gewesen, so daß ihre Märsche den Tieren bald geläufig geworden. Tücherschwenken, Hurraschreien, selbst der Anblick weiblich verkleideter Reiter erschien ihnen gewohnt.

Nur einmal hatte der Offizier Zeit gefunden, die Geliebte zu besuchen.

Es war gegen Mittag. Der Direktor weilte in der Probe. An ihrem Hotel vorüberkommend, hatte Harzburg der Versuchung nicht widerstehen können, schnell einmal nach Frau Weras Ergehen sich zu erkundigen.

Eintretend, bot sich dem Grafen ein eigentümliches Bild. Jenes ihm schon bekannte Zimmer glich einer Trödlerbude. Die Doggen lagen auf derselben Stelle, niemand war anwesend, aber grenzenlose Unordnung herrschte in dem ohnehin nicht eleganten Raume. Hunde-

und Speisedüfte vermischten sich mit Stallgerüchen. Bierreste und Überbleibsel vom Abendbrote bedeckten die Tische in Gemeinschaft mit welken Kränzen und Blumen, dazwischen lagen Schleifen, Briefe und Photographien, unsaubere Bürsten und Kämme, Haarnadeln und gebrauchte Taschentücher, derbe Reitpeitschen, hingeworfene Broschen und Ringe, Rechnungen und intimste, aber keineswegs Anspruch auf Reinlichkeit machende Toilettenstücke. Alle Möbel waren mit Garderobenrequisiten, männlichen wie weiblichen, angehäuft. Das alles machte auf den an peinliche Sauberkeit und Ordnung gewöhnten Beschauer einen abkühlenden Eindruck. Plötzlich öffnete sich die Thür zum Nebenraum, und in einem Aufzuge, der das Niederschreiben einfach unmöglich macht, trat Wera Tiralla herein. Ein Aufschrei — und sie war verschwunden.

Kopfschüttelnd trat der Graf den Heimweg an.

Lange Zeit saß er grübelnd vorm prasselnden Feuer seines Kamins.

Vornehm gediegener Geschmack hatte ihn bei der eigenen Einrichtung geleitet, jedes Stück paßte genau zum anderen, kein Staubkörnchen hätte sein greiser Kammerdiener geduldet. Reichbesternte Männer, die ruhmreichsten

Helden seines edlen Geschlechts, schauten ernst auf den Träger des alten Namens, welcher in tiefes Sinnen verloren an das eben Erlebte dachte und die Zukunft überlegte.

Am Abend hoffte er seine Wette sicher zu gewinnen. Doch was dann?

Er hatte versprochen, Wera Tiralla zu entführen!

Wohin?

Das wußte er selbst nicht.

Was er mit ihr anfangen sollte — darüber hatte er sich bisher keine Rechenschaft abgelegt.

Ein kalter Strahl, vielleicht zur rechtzeitigen Warnung, war durch den Anblick der Reiterin am Mittag über ihn ausgegossen.

Wie er auch sann, kein Ausweg wollte sich zeigen.

Ein befreundeter Kamerad trat herein. Er hatte versprochen, mit dem Direktor die Arrangements zum Austragen der Wette zu vereinbaren. Dem Grafen wäre es lieber gewesen, sich in seiner Reitbahn zu produzieren. Doch wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht in der Stadt verbreitet. Alle Bekannten hatten ihn dringend gebeten, sie daran teilnehmen zu lassen. Damen waren mit duftenden Billets in den Händen zu seinem Diener

gekommen, damit solche auch sicher an die richtige Adresse gelangten; in allen stand dasselbe, nur in verschiedene Formen gekleidet, eine jede wollte zugelassen sein zu diesem, eine pikante Aufregung versprechenden Wettstreite zwischen Kavalier und Berufs-Reiter.

Endlich war man schlüssig geworden, daß der Cirkus seine Vorstellung für den Abend aussetzen sollte und nur mit Einladungskarten versehene Gäste darin Platz finden dürften.

Hohe Wetten für und gegen waren eingegangen. Die Damen hielten auf ihren begünstigten Liebling, die Herren größtenteils gegen ihn.

Heller denn je strahlte der weite Raum, als Harzburg dort anlangte! Beim Anblick der glänzenden Versammlung, welche in gewähltesten Toiletten, die Frauen meist in den Farben der Hetzsteiner Dragoner, die Logen füllten, verschwand bald die trübe Stimmung des Grafen, um einer frohen Hoffnungslaune Platz zu machen. Der ganze kecke Reitermut, welcher sich so herrlich in den großen Jahren der letzten Kriege bewährt, beherrschte den sich seiner Kräfte vollbewußten Offizier. Warum über das Morgen grübeln, wenn heute noch Rosen zu pflücken!

Scherzend eilte er von Blume zu Blume, um sich an ihrem Anblicke zu laben und den Schönsten der Schönen eigenhändig die auf seinen Befehl gebrachten Früchte anzubieten, während Regimentskameraden ihnen Gefrornes und Backwerk präsentierten.

Die Trompeter wechselten sich mit der Kapelle des Hauses im Vortrage heiterer Weisen ab.

Alles atmete erwartungsvollen Nervenreiz.

Nur das Cirkuspersonal trug ein etwas übermütiges Sichgehenlassen zur Schau, denn beinahe beleidigend für ihren Stand erschien es ihnen, daß ein kecker Reiteroffizier sich erkühnte, in zwei kurzen Wochen dasselbe leisten zu wollen, was ihr berühmter Prinzipal erst durch monatelange mühsame Arbeit zuwege brachte.

Ganz passiv verhielten sich die Herren der Dragoner. Sie wagten es nicht, freimütig ihre Hoffnung auf den Sieg des Harzburgschen Stalles auszusprechen, denn fast allen erschien es unmöglich, in der kurzen Zeit vier bisher nur zum königlichen Dienst, kleinen Herrensport und Vergnügen benutzte Pferde soweit zu bringen, daß ein sicheres Gelingen der Fahrschule außer Frage stand. Besonders als einige mit besorgten Mienen aus dem Stalle zurückkehrten und meldeten, daß der Graditzer Wallach, welchen

sein Herr erst vor kurzem erworben, und der als scheu im Regiment bekannt, in nervöser Gereiztheit den schönen Kopf auf- und niederwerfe, während seine Vorderfüße abwechselnd den Boden zerstampften.

Nur jene alten Schnauzbärte, welche die Unteroffizierstressen des Hetzsteiner Regiments trugen, und die in den Proben nie gefehlt, setzten dem Gebahren der befrackten Kunstreiter ein kühl überlegenes Schweigen entgegen. Ihnen war es zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß ihr beliebtester Lieutnant die Wette gewinnen würde, hatte er doch oft schon die störrigsten Remonten in kurzer Zeit zum Gehorsam gezwungen.

Mit dem ersten Schlage der achten Stunde wurde der Zug in die Bahn geführt. Sorglos, heiter und ruhig trat ihr Herr an ihn heran, mit einem Blick Zäumung und Riemenzeug überfliegend. Sein Reitknecht entfernte die Sporen von den Absätzen. Ein Sprung, und leicht und elegant stand Graf Harzburg auf dem bekreideten Rücken der Hinterpferde. Während die Hände Peitsche und Zügel ordneten, gewahrten seine Augen die in eine Loge tretende Direktorin. Nie war Wera Tiralla so schön gewesen, wenigstens glaubte dies der sie Anblickende zu finden.

Doch um solches zu ergründen, blieb später Zeit. Jetzt galt's, nicht zu unterliegen!

Ein leises Nachgeben der Zügel, und die Schritttour begann.

Manch schönes Auge verschlang sehnend die prächtige Reitergestalt, welche so sicher auf den Pferden stand, als hätte sie ihr Lebtag nichts Anderes geübt. Ein Zeichen, und der Zug setzte sich nach den rascher werdenden Takten der Musik in Trab.

Mit gespannter Aufmerksamkeit bohrten sich aller Blicke auf den Zug. Keine Bewegung, kein Tritt entging den Sachverständigen, denn nur eines einzigen Galoppsprunges bedurfte es — und die Wette war endgültig verloren.

Die Volten gelangen. Das Changieren durch die Bahn war zweimal geglückt. Die kurze Parade erregte eine förmliche Begeisterung der Sportkundigen. Erleichtert atmeten die Freunde des Grafen auf, als die Musik abbrach, um zum Parademarsch im Galopp überzugehen.

Wie auf Kommando sprengten die Tiere gleichmäßig zum Rechtsgalopp an, als die ihnen bekannten Klänge durch die Bahn rauschten. Kaum wagte einer der An-

wesenden zu blinzeln, so aufgeregt starrten sie alle auf das Gespann.

Plötzlich warf der gefürchtete Gradițer den Kopf in die Höhe, nur ein Moment war es, doch er hätte genügt, um alles zu verderben, denn frei vom Zügel schien der Wallach den Gehorsam verweigern zu wollen.

Ein gutes Auge gehörte dazu, um zu erkennen, wie blau und hoch die Adern der weißen Reiterhand anschwollen, nur sie ließen erraten, welch eisernen Druck die Faust auf das wild um sich stierende Pferd auszuüben suchte. Langsam senkte sich die Peitsche, völlig bewußt über den Ernst des Augenblicks, blieb der Graf dennoch ruhig, und das allein war sein Glück. Die kurze Drohung mit der Peitsche hatte genügt, um den Wallach wieder an die Zügel zu treiben.

Nachdem die Schultouren beendet, schwoll das Tempo lawinenartig an, sausend fuhr die lang entfaltete Peitsche über die Köpfe der Tiere, sie zur wilden Karriere anspornend. Herren und Damen hatten sich in atemloser Spannung von den Plätzen erhoben, denn dort vor der Stallthür mußte der Moment eintreten, in dem ein einziger Anzug der Zügel, die vier prustenden, gischtbedeckten,

im wildesten Tempo dahinstürmenden Rosse zum Stehen bringen sollte.

Wer vermöchte das Klopfen der Herzen, wer das Pochen und Hämmern der Schläfen zu beschreiben, welches dieser Sekunde voranging.

Auch der gräfliche Reiter war bleich geworden. Schon waren seine Vorderpferde an jener Stelle vorüber, schon fürchteten die Freunde, schon schöpften die Gegner neue Hoffnung, denn allen erschien es, als hätte der Lenker die Herrschaft über sein dampfendes Gespann verloren.

Da warf sich mit gewaltigem Anzug der ganze Oberkörper Graf Harzburgs zurück. Wild auf zur mächtigen Parade bäumte sich das herrliche Vierblatt. Wie Chiron, der berühmteste Centaur, so ließ jetzt der preußische Reiter-Offizier, wohl an die zehn Sekunden, seine Rosse in dieser Stellung verweilen. Vergebens war das ohnmächtige Knirschen auf die stählernden Trensen, vergebens das unmutige Schlagen der Köpfe gegen die Auffsatzzügel. Jener leichten und doch so eisernen Faust ihres Herrn und Meisters mußten sie gehorchen.

Noch einmal sauste die Peitsche über ihre Köpfe, kaum gelang es der Musik, dem Tempo der sich jetzt voll

auslegenden Tiere zu folgen. Die Hürden waren hereingeschoben, über sie hinweg setzte der Zug, um darauf in kurzer Wendung zum Stalle zu stürmen. —

Nach einer Viertelstunde erst hatte sich der Sturm der Begeisterung so weit gelegt, daß einige der Anwesenden sich den Vorschlag erlaubten, nun hier nicht mehr länger Bravo zu rufen, zu klatschen und dem Sieger die Hände zu schütteln, sondern lieber gemeinsam ein Restaurant aufsuchen zu wollen, damit eine so animierte Stimmung nicht ungenützt verfliege.

Alles jauchzte mit dem letzten Aufgebot von Stimmmitteln diesem Vorschlag Beifall zu, am lautesten natürlich die Damen, welchen es schrecklich erscheinen mochte, den so herrlich angebrochenen Abend nun einsam und allein, denn Vater oder Gatte rechnen doch nicht mit, bei trivialem Thee und hausbackenem kalten Aufschnitt zu beschließen.

„In den Schwan, in den Schwan“, so scholl es aus aller Munde.

Vergessen und gelöst waren die Bande der Familie. Hetzsteins Reiter boten schönen Frauen den Arm, um mit ihnen den ersten besten Wagen zu besetzen, schwerwiegende Börsenfürsten führten galant die ihrer Mütter

beraubten Edelfräuleins, hochgestellte Beamte benutzten die Verwirrung, um mit kühnen Cirkusreiterinnen ein und dasselbe Gefährt zu gewinnen, korpulente Majoratsbesitzer wählten ätherische Balletteusen, natürlich nur der Gewichtsausgleichung wegen, zu ihren Genossinnen auf der kurzen Fahrt.

In schrankenloser Folge nahmen sie alle, wie sie gerade angelangt, an gedeckter Tafel im langen Speisesaale des Schwans Platz. Wer die Trompeter mitgebracht, keiner konnte es sagen, aber sie waren da und entzückten die Ohren durch ihre klangvollsten und modernsten Vorträge.

Die Pfropfen knallten, und ihm, der jenes Heraustreten aus den sonst so streng gezogenen Schranken zuwege gebracht, ihm, dem beliebtesten Kavalier Hetzsteins, galten die ersten hochüberschäumenden Kelche.

Nur Mensch unter fröhlichen Menschen wollte heute ein jeder der Anwesenden sein. Gefallen waren die Wände, welche sonst so eng vom Kastengeist gezogen sind.

Wohl nur wenige solcher Feste sind gefeiert worden. Niemals vielleicht eins, welches so ganz ohne Störung verlaufen ist.

Als erster erhob Direktor Tiralla zur Rede sein

Glas. Ganz Kavalier, zollte er in blumenreicher Sprache dem ihm ins Handwerk pfuschenden Edelmann seine höchste Bewunderung. Völlig hingerissen von der Leistung des Abends, bedauerte er nur, einen solchen Reiter, selbst ohne Ansehen auch des allerhöchsten Honorars, nicht für seinen Cirkus gewinnen zu können.

Manch launiger Toast folgte. Sprühende, geistreiche Worte, wundenschlagende, feurige Blicke, selbst geheimzärtliche Händedrücke wurden ausgetauscht. —

Wie berauschend sind doch solche Stunden, in denen Sorgen und Leiden entrückt, sich Menschen ganz und ungeteilt dem Frohsinn an heiterer Festtafel hingeben. Neue und große Gedanken, freudiges Hoffen auf eine bessere Zukunft, frische Kräfte fürs Kämpfen und Wagen nehmen wir von ihnen fürs ernste Alltagsleben mit. Allein nur im raschen Wechsel von Arbeit und wahrer Geselligkeit liegt der rechte Reiz. Eins ohne das andere bringt nur zu bald eine fühlbare Leere, ein Abnehmen und Erschlaffen der geistigen Kräfte.

IV.

Zwölf Monden sind dahingegangen!

Eine kurze Zeit nur erscheinen sie dem, der in ruhiger Lebensbahn die in ihnen enthaltenen 365 Tage dahingewandelt ist.

Ganz anders aber sah Graf Harzburg aufs verflossene Jahr zurück.

Lange schon hing sein geliebter blauer Rock unberührt im mottensicheren Schranke, denn bald nach jener Wette hatte sein Besitzer den Dienst quittiert, um die Verwaltung seiner Herrschaft zu übernehmen. Der früher so lebenslustige Offizier hatte einsam und still den Sommer sowohl als den Winter auf der Harzburg zugebracht. Allein das auf den Zinnen der Burg flatternde Banner seiner Familie kündete den Nachbarn, daß der

junge Majoratsherr im Schlosse anwesend sei. Nicht wie früher war er bei ihnen vorgefahren, zu keinem Jagen hatte er sie auf seine wildreichen Reviere geladen, auch nicht ein einziges frohes Fest ihnen im prunkenden Bankettsaal seiner Ahnen gegeben.

Vergebens zermarterten sie sich die Köpfe, welches der Grund dieser plötzlichen Sinnesänderung wohl sein möge. Der rasche Austritt vom Regiment, das gänzliche Abschließen von der Welt, und die ab und zu anlangenden Briefe der Gräfin Mutter, welche vermeldeten, daß sie für lange Zeit Deutschland fern zu bleiben gedächte, gaben hinlänglich Stoff zu Vermutungen.

Doch keiner ahnte den wahren Beweggrund. —

Nur seiner Mutter, zwei erprobten Kameraden und einem berühmten Anwalt hatte der Graf die Absicht anvertraut, nach erfolgter Scheidung mit Wera Tiralla vor den Altar zu treten.

Die Mutter war entsetzt über den Affront, welcher ihrer Familie drohte, bat und beschwor den Sohn, davon abzustehen, die Freunde warnten ihn vor dem schwerwiegenden Entschluß, auch der Justizrat sprach ernste Bedenken aus; doch ihnen allen hielt der bei seiner Absicht Beharrende das von ihm gegebene Versprechen entgegen.

Und als er eingesehen, daß keiner sich auf seine Seite stellen wollte, vergrub er sich in die Einsamkeit seines Schlosses, ließ niemand vor und brach selbst jeglichen Briefwechsel ab, nur noch allein mit seinem Anwalt korrespondierend.

Ungeachtet, daß dieser bald nach dem Fortgang seines Klienten aus Hetzstein die Nachricht nach dem Schlosse gelangen ließ, Direktor Tiralla willige wider alles Erwarten in eine Scheidung von seiner Frau, würde keiner behauptet haben, daß der im altersgedunkelten Ledersessel vorm prasselnden Klobenfeuer des rauchgeschwärzten Kamins seinen Gedanken nachhängende Majoratsherr glücklich aussehe.

Dasselbe, was die Mutter ihm gesagt, zwei treue Freunde ihm offen und ohne Rückhalt vorgestellt, als er ihnen die Absicht verkündete, die geschiedene Cirkus-Direktorin zur Gemahlin zu erwählen, klar und deutlich stand es vor seinen in die Zukunft blickenden Augen: „Nie und nimmer würde Wera in den Rahmen passen, welchen die Welt und die Verhältnisse einer Gräfin Harzburg anwiesen.“

Und dennoch, Graf Harzburg mochte ringen und kämpfen, er mochte sich die Zukunft in noch so düsteren

Farben ausmalen, riesengroß und unauslöschbar tauchte immer wieder sein Wera Tiralla gegebenes Wort vor ihm auf. Was er dereinst im Stalle, auf elender Schütte Stroh, der Freundin versprochen, er mußte es halten und ginge er selbst darüber zu Grunde! Noch niemals, solange auch schon stolze Männer seinen alten Namen getragen, hatte ein Harzburg das einmal gegebene Wort gebrochen!

Kein Düfteln und Deuteln gabs für den im strengen Ehrgefühl aufgewachsenen Sproß eines edlen Stammes!

Mit echtem Freimut hatte der Graf selbst an Direktor Tiralla geschrieben und ihn gebeten, die Gattin freizugeben, und seinem Anwalt gegenüber sich zu jedem Opfer bereit erklärt.

Welche Motive den Direktor bewogen, ohne Zaudern dem Wunsche nachzukommen, entzog sich völlig der Beurteilung des einsam auf seinem Schlosse Hausenden. Oft mußte er darüber nachsinnen und dann sich eingestehen, daß er früher eigentlich doch wohl ziemlich fest auf den Widerstand des Gatten gerechnet hatte.

Sollte der Besitz Weras jenem Mann so wenig wert gewesen sein, daß er sich allein auf eine ihm vorgetragene Bitte freiwillig von ihr trennen konnte?

Bis zum Ablauf der gesetzlichen Frist war Wera mit einer Anstandsdame nach Wiesbaden gezogen. Graf Harzburg hatte ihr dorthin geschrieben, daß er gewillt sei, sie erst am Tage der Trauung wiederzusehen, und sie ihm geantwortet, mit allem, was er für gut befände zu beschließen, einverstanden zu sein.

Drei grobe orthographische Fehler waren in den wenigen Zeilen dem Empfänger in die Augen gefallen. Seufzend hatte er das scharf duftende Papier dem Kamin zur Vernichtung übergeben. Was hatte seine zukünftige Gemahlin nicht noch alles zu lernen, ehe sie auch nur für den allerintimsten Kreis seiner Bekannten umgangsfähig sein würde, denn mit der Reitkunst und persönlichem Mute allein imponiert man diesen nicht, und im Spotte oder unterdrücktem Lachen wollte Graf Harzburg sich und sie um keinen Preis der Welt aussetzen!

Nur zu deutlich erinnerte er sich einiger Damen seiner Garnison, welche stets von Herren umringt waren, nicht ihrer Anmut, sondern ihrer oft wunderbaren Aussprüche wegen, welche dann später beim Biere den Stoff zur abendlichen Unterhaltung zu bieten pflegten. All die kleinen Mängel der etwas oberflächlichen Bildung jener der Geldaristokratie entstammenden Frauen wurden hierbei ohne

Gnade preisgegeben, und, unter schallendem Gelächter der Umsitzenden die neuesten pikanten Anekdoten von ihnen vorgetragen.

Solches durfte unter keiner Bedingung einer Gräfin Harzburg passieren! Lieber wollte er sich mit ihr in der Einsamkeit seines Besitzes für alle Zeiten begraben!

Immer näher rückte indes der Tag der Trauung heran. Fast wie ein Traum erschien das Ganze dem sich scheu vor aller Welt abschließenden Grafen. Am Tage konnte er wenigstens durch körperliche Bewegung die geistige Aufregung bekämpfen, doch die langen Winterabende, welche er, von seinen Jagdhunden umgeben, grübelnd, rauchend und trinkend vorm Kamin verbrachte, vergrößerten nur seiner Seele Pein. Oftmals rang er verzweifelnd die Hände, besonders wenn wieder einer der Briefe von seiner Mutter eingegangen war, in welchen diese den einzigen Sohn beschwor, aus Liebe zu ihr, aus Achtung vor seinem Namen, aus Ehrfurcht vor dem alten Geschlecht, von seinem Vorhaben abzustehen. Kein Mittel deuchte der in starren Standesvorurteilen aufgewachsenen und altgewordenen Edeldame zu gering, um es nicht gegen den Erben ihres Geschlechts anzuwenden.

Als sie eingesehen, daß auch die Mahnung an den toten Vater, welcher sich beim Einzuge der unebenbürtigen Schwiegertochter im Grabe umdrehen sollte, vergebens war, hatte sie sich an ihre Tochter gewandt, welche, in Pommern an einen Gutsbesitzer verheiratet, zu allen Zeiten den größten Einfluß auf den Bruder ausgeübt hatte.

Nach schlaflos verbrachter Nacht stand Graf Harzburg am Fenster seines Arbeitszimmers. Herrlicher denn seit langem war ein sonniger Wintermorgen angebrochen. Wie Milliarden Brillanten funkelten die gefrorenen Tropfen an Bäumen und Sträuchern, an den Dachrinnen der Ställe und Scheunen. Die von malerischer Schönheit und ergreifender Stimmung getragene Winterlandschaft starrte von erhabener Ruhe. Auf den dunkelgrünen Tannen beugte Schneelast die Zweige. Gesträuch und Baumgeäst waren umhüllt von glitzernden Kristallen. Und ebenso, wie der Parkes- und Waldeszauber, wirkte die Physiognomie der beschneiten Bergeskuppen, der stillen Ebene und der sich lang dahinziehenden Straßen mit ihrem weißen, das weite Feld einhüllenden Bahrtuch.

All das zusammen verursachte eine gehobene Stimmung auf das empfängliche Gemüt des Beschauers. Ein

Ahnen in der Brust sagte ihm, daß jemand, der ihn liebte, in Treue seiner zur Stunde gedächte.

Wer konnte es sein?

Wera? —

Doch was war das?

Lustiges Schellengeläute verkündete die Ankunft eines Schlittens. In Pelze gehüllt saß eine einzelne Frauengestalt hinterm Mietskutscher, der mit einem greisen Diener in einfach vornehmer Livree den Vordersitz teilte. Aus schneeiger Schwanenkapotte streiften zwei treublaue Augen die Fensterfront des Schlosses. Ein zartes Antlitz, vom Wintermorgen rosig angehaucht, schaute freundlich hinauf zum einsamen Bruder.

Und er, der bisher so traurige Mann, stürzt jubelnd hinunter, um mit frohem Willkommen die einzig geliebte Schwester aus dem Schlitten zu heben, sie jauchzend ans Herz zu drücken und einem Kinde gleich ins Schloß ihrer Väter zu tragen.

„Taly, mein Herzensschwesterchen, aus weiter Ferne kommst Du zum Bruder. Wie soll ich solche Liebe Dir vergelten! Hab Dank, hab tausend Dank dafür!“

Nachdem der erste Sturm der Freude ausgerauscht, die zarte Frau von den wärmenden Hüllen befreit, er-

griff der Bruder die Hand der Schwester, sie zum weichen Sessel geleitend, dann selber auf niederem Tabourett zu ihren Füßen Platz nehmend.

Eine frappierende Ähnlichkeit ließ auf den ersten Blick das nahe verwandtschaftliche Verhältnis der Geschwister erraten, nur daß auf der hohen Stirne des Grafen unbeugsame Willenskraft, auf der der holden Frau unendliche Sanftmut deutlich geschrieben stand.

Schwerlich war ein schöneres Menschenpaar weit und breit zu finden, als es diese beiden, zärtlich sich anschauenden Kinder des Hauses Harzburg jetzt boten.

An Frau von Gaschin war alles höchste weibliche Vollendung. Ihr schlanker Wuchs, ihre zart gerundeten Formen, welche ein weiches, schwarzes Sammetkleid eng umschloß, war der Typus einer echten deutschen Edelfrau. Jede ihrer Bewegungen war Natur und dennoch vollendete Grazie.

Zwanzig Jahre alt, seit zwei Jahren verheiratet, hatte sie keinen Moment gezaudert, dem Gatten ihr geliebtes Baby zu überlassen, um, dem Wunsche der Mutter gemäß, die Reise zum Bruder, trotz Winter und weiter Entfernung, sofort anzutreten.

Und nun saßen die Geschwister eng bei einander, die

Schwester aufhorchend, der Bruder berichtend. Keine noch so geheime Falte seines zerrissenen, wunden Herzens blieb der Frau verborgen. Oft schon hatte er die Feder angesetzt, um ihr alles zu beichten, doch sie immer wieder mutlos sinken lassen, denn das Papier ist ein gar schlechter Herzensleiter.

Jetzt aber, Hand in Hand, Auge in Auge, im mündlichen Austausch der verborgensten Gedanken, durfte er hoffen, an der Schwester, wenn nicht eine Verbündete, so doch eine ihn verstehende, gleichdenkende Seele zu finden. Waren sie ja beide Kinder desselben Vaters, eines und desselben auf Ehre haltenden, stolzen Geschlechts!

Sinnend verharrten sie noch in derselben Stellung, als der Graf seine Erzählung beendet. Leise fuhren die schmalen Finger der Frau von Gaschin über das leicht gelockte Haar des Bruders, dann bat sie, ihr ein Bild Weras zu bringen.

Lange ruhten die lieblichen Züge über dem treffend ähnlichen Konterfei der künftigen Schwägerin.

Dann legte sie dasselbe auf einen Tisch zur Seite, ergriff beide Hände des sie erwartungsvoll Anschauenden und sprach:

„Bodo, willst Du Wera glücklich machen? Gedenkst

Du all ihre Schwächen geduldig zu tragen, alle Dich treffende Anfeindungen ihr nicht entgelten zu lassen? Glaubst Du, Bruder, daß Du stark genug hierfür bist?"

„Ja, Schwester, ich will es!"

Laut und kraftvoll klang das Wort durchs stille Gemach. Ein markiger Händedruck schien solches bestätigen zu wollen.

Dann standen sie auf, blickten sich bewegt in die aufeinander gerichteten Augen und gaben durch treuen Geschwisterkuß jener Stunde die heilige Weihe.

Vorbei war das Schwanken im Vorsatz des Grafen. War die Schwester mit ihm einer Meinung, so konnte die ganze Welt gegen ihn sein, er wußte, wie er, also ließ auch sie sich nur allein von der Ehre leiten.

Bald saßen sich die Geschwister an reichgedeckter Tafel gegenüber, und nun war die Reihe des Erzählens an Taly. Was hatte sie nicht alles von des Bruders Patenkind, von ihrem süßen Bodo, zu berichten! Ein Jahr schon war der kleine Schelm, und noch keinmal hatte ihn der schlechte Onkel besucht.

Gleich nach seiner Verheiratung mußte er aber versprechen, mit Tante Wera nach Natalienhof zu kommen und recht, recht lange dort zu verweilen.

Ihr Mann war eine Leuchte der Landwirtschaft, dem konnte man manches absehen. Im Frühjahr gedachte sie auch wieder zu reiten, da traf es sich herrlich, daß sie eine so sachverständige Lehrerin an der Schwägerin gewönne, und dann wollten sie die Abende mit Handarbeiten für den kleinen Liebling verbringen, während der Bruder ihnen vorlesen sollte. Alles konnte man von ihrem Gatten verlangen, das nicht; schon bei der zweiten Seite vergriff er sich in den Zeilen, sie bunt durcheinander wirbelnd, und beim dritten Kapitel war er regelmäßig sanft eingeschlummert. „Werde nur nicht auch solch eingefleischter Landmann, daß Du über die Spirituskurse den sensationellsten Roman beiseite schiebst!“

Damit beendigte die entzückende Frau ihr Gespräch, um, den Arm des Bruders ergreifend, mit ihm die ihr so lieben Gemächer des Vaterhauses zu durchwandern.

Den Abend verbrachten die Geschwister im frohen und ernsten Geplauder am Kamin. Denn schon für den folgenden Morgen waren die Schlitten bestellt, welche sie beide an die Station zur Fahrt nach Natalienhof bringen sollten.

Von dort wollte der Graf nach Wiesbaden reisen, um nach erfolgter Trauung mit Wera nach Nizza zu

gehen und dort, dem Rate der Schwester gemäß, seine Mutter um Verzeihung für den dann nicht mehr rückgängig zu machenden Schritt anflehen. Vielleicht siegte die Mutterliebe über weltliche Vorurteile!

V.

Mitternacht war vorüber, als der aus Mainz kommende Zug in die Wiesbadener Halle einfuhr. Graf Harzburg hatte durch Telegramm sich Quartier im Rheinischen Hof bestellt und legte nun langsam die kurze Strecke dorthin zu Fuß zurück.

Friedliche Stille lag über der Stadt, in welcher Schwerleidende und Vergnügungsbedürftige dem kommenden Morgen entgegenschlummerten. Wenige Orte bereiten dem mit der Eisenbahn Anlangenden einen ähnlich freundlichen Empfang, wie jene vielbesuchte Perle unserer deutschen Bäder, die herrliche Bauten und Plätze in der Nähe des Bahnhofs aufzuweisen hat.

In den wohldurchwärmten Gemächern fand der von langer Reise Ermüdete Briefe vor, in welchen der Anwalt ihm anzeigte, daß nun nichts mehr Frau Tirallas

neuer Eheschließung im Wege stehe, und zwei alte Regimentskameraden freudig einwilligten, als Trauzeugen nach Wiesbaden zu kommen. An sie richtete der Graf noch vorm Schlafengehen Depeschen, darin um sofortiges Eintreffen bittend.

Dann suchte er sein Lager auf, den kurzen Rest der Nacht traumlos verbringend.

Gegen zehn Uhr wandelte der Majoratsherr die Wilhelms-Straße hinauf, welche schon von zahlreichen Lustwandelnden belebt war. Keine Straße der Welt wird wohl alltäglich von soviel dienenden und gedienthabenden Offizieren benutzt, wie jene vom Bahnhof zum Kurhaus sich erstreckende. Mag im fernen Osten oder an Frankreichs Grenze in Deutschlands Heere etwas passieren, nur Stunden vergehen, und man erfährt es hier. Die Mittwoch- und Sonnabend-Abende bringen durchs Erscheinen des Militär-Wochenblattes oft förmliche Anstauungen auf dem Trottoir hervor. Die Besetzung einer Brigade oder gar einer Division erregt, nachdem sie wochenlang vorher besprochen, hier eine wahrhafte Erregung.

Jene alten Herren, die oft seit Dezennien schon den Dienst quittiert, sie haben den neuen Kommandeur dereinst, als er noch junger Leutnant war, unter ihrem

Kommando gehabt, und nun beraten sie in stürmischen Debatten, ob er zur jetzigen Stellung auch die genügende Qualifikation besitze. Dabei läßt ein jeder von ihnen verlauten, welch hohes Amt und Würden er selbst, im Falle des Nochdienens, jetzt bekleiden würde.

Geduldig lauschten die zum ersten Male in der Wilhelmsheilanstalt befindlichen aktiven Offiziere jenen Ergüssen, nur wem es vergönnt war, schon öfters Aufnahme in jenen Räumen gefunden zu haben, vermeidet ängstlich seine Zugehörigkeit zur Armee auf der Straße zu zeigen, denn dieses allein schützt ihn, die Vergangenheit seiner jetzigen Vorgesetzten von Grund aus kennen zu lernen.

Graf Harzburgs militärisches Äußere zog die Augen der hierfür allein Interesse habenden alten Soldaten auf sich, und von Glück konnte er sagen, daß er unangesprochen hindurch kam.

In eine jener hochgelegenen Villen des Nero-Thales eintretend, stand er bald vor Wera Tiralla.

Zum Ausgehen gerüstet, befand sich die schöne Frau in eleganter, wenn auch etwas auffälliger Promenaden-Toilette inmitten des Zimmers. Den Grafen gewahrend,

eilte sie auf ihn zu, um dann plötzlich, die Hände schlaff hinunter hängen lassend, die Augen zu Boden geschlagen, vor ihm stehen zu bleiben. Kein Wort der Begrüßung, kein Laut der Freude entfuhr ihren Lippen. Und auch er, der sonst so gewandte Lebemann, der durch nichts aus seinen vollendeten Formen zu bringende Magnat, auch er wußte nun auf einmal nicht seine Worte zu stellen.

Erst der Eintritt einer älteren Dame gab ihm die Herrschaft über sich selbst so weit wieder, wenigstens äußerlich nicht für einen unreifen Jüngling gelten zu müssen. Nach einer allerdings recht förmlichen Begrüßung brachte Wera das Gespräch auf Kornblume, sich nach ihrem Wohlergehen und Fortschritten in der Dressur erkundigend. Die Stute war am Tage nach der Wette in den gräflichen Stall gebracht. Ihr neuer Besitzer hatte das Peinliche eines solchen Gewinnes dadurch zu mildern gesucht, daß er den doppelten Wert des edlen Tieres als Zaumgeld den Bediensteten des Cirkus überwies.

In der besten Boxe des Harzburg'schen Marstalls stand das Pferd, wurde gehegt und gepflegt, und dennoch hatte sein neuer Herr es noch nicht ein einziges Mal bestiegen.

Über sein Befinden berichtend, atmete der Graf er-

leichtert auf, als die Anstandsdame Weras vorschlug, den beabsichtigten Spaziergang auszuführen.

Draußen, im geschützten Thal, schien die Sonne so warm, den zahlreich dort Lustwandelnden vergessen machend, daß die erste Hälfte des Monats März soeben erst vergangen sei. Die stattliche Gestalt des Grafen Harzburg an der Seite der beiden, wenig distinguiert aussehenden Damen erregte naturgemäß Aufsehen. Ohne sich umzuwenden, konnte der neben Wera Schreitende erkennen, daß die meisten ihm Begegnenden stehen blieben, um sich den Begleiter der bekannten Kunstreiterin noch einmal genau anzusehen. Anfangs hatte er seiner — fast erschrak er vor dem Namen — Braut, den Arm bieten wollen, doch instinktiv solches unterlassen, sich selbst damit entschuldigend, daß vor der Trauung ja niemand von dem gegenseitigen Verhältnis etwas erfahren sollte.

Doch war es die Begleitung der geschwätzigen Alten, welche geschminkt und nach Moschus weithin duftend, in greller, unharmonischer Toilette neben Wera daherschritt, oder war es die Idee, daß Bekannte ihn erkennen und mit vielsagendem Lächeln zunicken könnten, die dem vornehmen Magnaten das Blut zur Stirne trieb; schneller wurden seine Schritte, um nur bald aus dem Gewühl

der Straße, zum nahen Walde zu gelangen. Den Anstrengungen des Aufstiegs zur Griechischen Kapelle wollte die Chaproneuse nicht gewachsen sein, und folgte daher willig dem Rate des Grafen, Weras und seiner Rückkehr in dem am Fuße des Berges gelegenen Restaurant zu warten.

Während in Norddeutschland noch Schnee Wege und Auen deckte, prangte hier schon die Waldeserde vom jungen Grün des neuerstandenen Lebens. Vögel zwitscherten, Insekten surrten, blaue, liebliche Veilchen steckten bescheiden die zarten Köpfchen aus frischem Moos.

Jetzt Arm in Arm schritten die beiden dahin. In der erhabenen Einsamkeit des Waldes, beim Flüstern und Rauschen stolzer Eichen, beim Rascheln abgestorbener Blätter fand Graf Harzburg, daß das sich ängstlich an ihn schmiegende Weib seines Schutzes bedurfte. Er kam sich grausam und feige vor, Wera aus ihren Verhältnissen gerissen, und nun nicht den Mut zu haben, sie offen und ehrlich vor der Welt als die Seine bekennen zu wollen. Was ging ihm die Welt, was der Welt sein Thun an!

Mit dem blauen Rocke vermeinte er alle Verpflichtungen gegen sie abgestreift zu haben. Als freier Grundherr glaubte er sich allein Rechenschaft ablegen zu brauchen

für sein Treiben und Handeln. Mit doppelter Zärtlichkeit suchte er an Wera gut zu machen, was er durch die Lauheit seiner ersten Begrüßung verschuldet.

Ängstlich beobachtete er ihre Züge, ob darin ein Nachempfinden seiner geheimen Gedanken zu spüren. Doch sobald sie erfahren, daß nur das Eintreffen zweier ihr aus Hetzstein bekannten Offiziere von nöten, um die Stunde der Trauung festzusctzen, erstrahlte ihr Antlitz in erwartungsvoller Freude.

Schmeichelnd bat sie den Geliebten, ihr zu gestatten, die Brautjungfern selbst zu wählen. Dies als selbstverständlich zusagend, überlief den ehemaligen Offizier dennoch ein eisiger Schauer, als er den Stand der beiden vernahm. Die eine war eine ihres gebrochenen Fußes zur Kur in Wiesbaden weilende Reiterin von Salamonsky, die andere eine ehemalige Tänzerin, welche momentan ohne Engagement, solches in Mainz erhoffte. Beides seien lustige Dinger und würden den Herren schon gefallen, erläuterte die von dem täglichen Umgang mit ihnen ganz begeistert berichtende, baldige Gräfin Harzburg.

Mühsam einen schweren Seufzer unterdrückend, begann der Magnat von seiner beabsichtigten Hochzeitsreise nach Nizza zu erzählen. Statt freudiger Zustimmung,

bedauerte Wera nur, nicht bald nach dem Schlosse fahren zu dürfen, denn nur zu lange habe sie sich schon auf einen fröhlichen Galopp an seiner Seite gefreut und würde, wenn sie nicht geglaubt, den Geliebten damit zu erzürnen, selbst das Besteigen eines hiesigen Mietspferdes nicht gescheut haben, um ihren Drang nach Reiten zu befriedigen.

In Wiesbaden wird zeitig diniert, deshalb durfte der Graf hoffen, ohne zuviel Aufsehen damit zu erregen, mit Wera am Arme, in sein Hotel zu gelangen. Dort bestellte er das Diner auf eins seiner Zimmer, wo es ohne Mißklang verlief. Nach demselben bat er die Damen, einen Wagen zur Spazierfahrt zu benützen, während er selbst sich zum Prediger begab, um das Nötige zur Trauung zu vereinbaren.

Spät Abends bestimmte eine innere Unruhe den vom Souper aus der Wohnung Weras Kommenden, nicht gleich sein Hotel aufzusuchen. Nach längerem Umherwandeln trat er in den Nonnenhof, um bei einer Flasche 64er Johannisberger noch eine Cigarre zu rauchen. Dichter Tabaksqualm erfüllte das gemütliche Zimmer und ließ anfangs die Umsitzenden nicht erkennen. Erst als sich das Auge an ihn gewöhnt, bemerkte der Graf, daß sein Nachbartisch von Referendaren und Offizieren in Zivil

umringt sei, welche dem edlen Gerstensaft im heiteren Geplauder fleißig zusprachen. Er kannte die Herren zum Teil von Ansehen, aus ihren Gesprächen ging im übrigen ihre Stellung nur zu deutlich hervor. Bald wendete sich denn auch einer der Herren zu ihm, um, in der Meinung dem einsam seinen Wein Schlürfenden einen Gefallen zu thun, ihn einzuladen, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Unmöglich war's, einer so wohlgemeinten Aufforderung, ohne unhöflich zu erscheinen, auszuweichen, besonders da der ihn Anredende schon durch Nennung des Namens gezeigt, daß er schon früher seine Bekanntschaft gemacht habe.

Anfangs das Betreten des Restaurants bereuend, übte doch bald der Reiz, welchen die sprühende Unterhaltung der bunt aus allen Provinzen hier zusammengewürfelten Gesellschaft auf den so lange des Umgangs mit Gleichgesinnten Entbehrenden seinen alten Zauber aus. Man vermutete ihn noch beim Regiment, sprach von diesem und jenen, erzählte von der Reunion, lobte die herrlichen Feste des Wiesbadener Crösus, lachte über Anekdoten der lustigen Fürstin, welche ihre Anbeter rascher als ihre Handschuhe wechselte, und ehe der zusammenfahrende Graf es versah, war das Gespräch bei der ge-

schiedenen Cirkusdirektorin Tiralla angelangt. Der Bedauernswerte mußte es ruhig mit anhören, wie man sich erzählte, daß sie heute Arm in Arm mit einem Herrn gesehen, wie einer seine Mühe schilderte, welche er sich gegeben, um die Gunst der noch immer schönen Frau zu erringen, wie ein anderer sich über die sie begleitende Vogelscheuche lustig machte, und wie man schließlich zu dem Resultat gelangte, daß es ein verheirateter, aber sehr reicher Mann sein müsse, welcher das luxuriöse Leben und die vielen, wenn auch nicht immer geschmackvollen Erzeugnisse der Schneiderkunst bezahlte.

Tausend Meilen fort wünschte sich Graf Harzburg. Was würden die Herren sagen, wenn sie in kurzem erführen, daß er, der alles das mit angehört, jene Frau zur Gattin erwählt habe!

Eine Weile schwankte er, ob es nicht besser sei, offen jetzt Farbe zu bekennen. Aber nein, er konnte es nicht! Doch wie ein kalter Stahl, so wühlte jedes der Worte in seinem Herzen.

Das Glas leerend, eilte er davon, um in krampfhaftem Weinen in seinem Zimmer vor dem Bette in die Knie zu sinken, dort laut schluchzend sein nasses Antlitz vergrabend.

Gab's denn gar keinen Ausweg aus diesem Labyrinth? Weich und wund war seine Unheil ahnende Seele, todesmüde, lebensmatt der einst so frisch und hoffnungsvoll in die Zukunft blickende Mann. —

Andern Tages trafen die Freunde ein. Sie waren entsetzt vom Aussehen des alten Kameraden. Mit langsamschleppender Stimme, wie ein zum Tode Verurteilter, bat dieser um Verzeihung, daß er sie gerufen, um mit solchen Brautjungfern ihn zum Altar zu geleiten.

Mit innigem Mitleid drückten die alten Waffengefährten dem Grafen die Hand, unternahmen noch einmal einen verzweifelten Ansturm gegen das nach ihrer Ansicht wahnsinnige Beginnen, doch als nur eine abwehrende Bewegung der Hand, ein unendlich trauriges Lächeln der resignierten Züge ihnen als Antwort wurde, gaben sie den ehrlich gemeinten Versuch auf und eilten zu einem Schneider, um statt der mitgebrachten Galauniform, sich in aller Eile Frack und das zu ihm gehörige Kostüm anfertigen zu lassen. In ihm allein durften sie wagen, an einer solchen Feier teilzunehmen! —

VI.

Kein Glockenläuten, kein Orgelklang, nicht Blumenduft, nicht frommer Gläubigen Gesang, auch kein Verwandter, nicht einmal die Eltern standen vor dem von zwei Kerzen matt erhelltem Altar, als der bleiche Träger eines der ältesten Geschlechter der Monarchie mit seiner, schon vom Standesbeamten ihm angetrauten Gemahlin davor erschien.

Während es den beiden Trauzeugen anzumerken war, daß sie sich in den schlecht sitzenden, kaum den Händen des Schneiders entronnenen, schwarzen Anzügen höchst ungemütlich vorkamen, strahlte von den ganz niedlichen, aber recht gewöhnlich aussehenden Gesichtern der beiden Damen höchster Triumph, der nur durch den gänzlichen Mangel an Zuschauern etwas abgeschwächt wurde. Wie herrlich wäre ihnen dieser Tag erschienen, welcher sie zu

Brautjungfern einer wirklichen Gräfin machte, hätten sie durch tausende von bewundernden Gaffern am Arme der stattlichen Kavaliere einherschreiten können!

Die am Vormittage mit reichen Geschenken abgedankte Anstandsdame vergoß unaufhörlich Thränen, doch sie war die einzige, welche sich diesen Luxus gestattete, denn auf den Zügen Weras war weder Freude noch Trübnis zu lesen. Nur seltsam frisch und rosig waren ihre Wangen anzuschauen.

Dem alten, welterfahrenen Prediger mochte dieses Bündnis auch nicht gerade besonders vertrauenerweckend vorkommen, wenigstens verrichtete er die heilige Handlung so kurz und geschäftsmäßig, wie nur irgend möglich.

Das „Ja“ war gesprochen. —

Ein opulentes Diner vereinigte den kleinen Kreis in des Grafen Hotel. Doch nur die beiden Damen der leichtbeschwingten Kunst genossen mit Andacht die in rascher Folge servierten Gänge und sprachen, heiteren Glanz in unternehmungslustigen Augen, dem eisigen Clicquot fleißiger zu, als es selbst für ihre frisch gestrichenen Gesichtsfarben dienlich erschien. Über die Schweigsamkeit ihrer Herren anfangs erstaunt, gaben sie dennoch bis zum reichlich aufgetragenen und von ihnen

in die Tasche gesteckten Dessert den Versuch nicht auf, diese durch Berichte pikanter Stoffe aus ihrer bewegten Vergangenheit aufzuheitern.

Einige Male stimmte die junge Gräfin Harzburg herzhaft in die Lustigkeit mit ein, besonders als die Rede auf die Entführung und die damit verbundenen Abenteuer zweier ihrer Rivalinnen in der hohen Reitkunst kam, hierbei selbst einige ihr genau bekannte Details der Flucht mit einfließen lassend.

Der Graf saß während des ganzen Mahles wie auf Kohlen, immer fürchtend, daß seinen alten Regimentskameraden die Sache zu bunt werden könne und sie beleidigt ob der ihnen gestellten Zumutung vom Tische aufstehen würden. Doch nicht dieses war der Grund, welcher tiefen Ernst und inniges Bemitleiden ihres reichbeanlagten, hoffnungsvollen Freundes aus den sonst so lebensfrischen Zügen nicht schwinden ließ. Nein, der Kummer allein war's, um das ihnen deutlich vor Augen stehende Untergehen des letzten Sprossen eines edlen und hochverdienten Stammes, welcher ihre Augen verschleierte, und den sonst der Jugend so gut anstehenden leichten Sinn nicht aufkommen ließ!

Ja, wäre es nur ein lustiges Mahl, ohne bindende

Folgen gewesen, eine wie andere Meinung hätten die beiden Nachbarinnen von den flotten Dragoner-Offizieren mit nach Hause genommen!

So aber schieden sie nach eisig kalten, wenn auch höflich ihnen gewordenen gesegneten Mahlzeits-Wunsch, um bei Chokolade und Kuchen im Zimmer der verletzten Reiterin das Glück der Freundin und die Langweiligkeit einer vornehmen Hochzeitsfeier ganz ungeniert zu durchhaspeln, als einzige angenehme Erinnerung den ihnen vom jungen Ehemann überreichten Schmuck immer von neuem im Spiegel bewundernd.

Herzlicher und wärmer war der Abschied, welchen Harzburg von seinen Freunden nahm. Doch auch er ging zu Ende, ein treuer Bruderkuß, und sie stiegen hinauf in ihre Gaststuben, um schnell sich von den eintönigen Gewändern zu trennen, selbige dem Zimmerkellner zur weiteren Benutzung überlassend. —

Das Dampfroß stampfte und stöhnte. Feuergarben durch die wolkenverschleierte Märznacht zu beiden Seiten entsendend, raste der Kurierzug den als schwarze Schlange erscheinenden Rheinstrom entlang, an grauen Burgen, wildzerklüfteten Felsen und undeutlich schwarz verhüllten Gegenständen vorüber.

Allein in einem Koupee erster Klasse lehnte das junge Paar. Anfangs hatte es eine Unterhaltung versucht, doch bald die Unmöglichkeit erkennend, etwas anderes, als über gleichgültige Sachen zu reden, war jeder in seine Ecke zurückgesunken um den eigenen Gedanken nachzuhängen.

Freundlicher Art waren diese bei beiden nicht. Die Stimmung des Grafen hatte sich eher verschlechtert, als durch den nunmehrigen Besitz Wera's aufgebessert. Niemals war ihm ein Weib reizloser erschienen, als das dort zwanglos, mit weit vorgestreckten Füßen hingegossene, welches seinen Namen trug. Tadellose Ringe entfuhren stoßweiße ihren Lippen, welche kunstgerecht immer von neuem entzündete Cigaretten festzuhalten wußten. Selten nur hielt der Zug auf einen kurzen Moment, um dann scheinbar schneller als vorher gen Süden zu rasen. Ungeniert entledigte sich Wera der sie belästigenden Bekleidungsstücke. Taille und Korsett achtlos in's gegenüber hängende Netz schleudernd, bat sie den Gatten, ihren eingeschnallten Reisemantel aus den Riemen zu ziehen und ihr zum Anziehen zu reichen. Der Bitte gehorchend, sprang der Graf auf und trat mit dem breit karierten, gelben, zweireihigen Paletot zu der sich Erhebenden hin.

Beim bläulichen Scheine der verhüllten Flamme erkannte er jetzt, daß das, was er bisher für eine leichte Blouse gehalten, ein grauwollenes, intimstes Bekleidungsstück war. Ob Wera seine erstaunten Blicke aufgefangen oder ob sie gewähnt, sich wegen des sonst bei Damen nicht üblichen Stoffes entschuldigen zu müssen, war schwer zu entscheiden, jedenfalls warf sie die Bemerkung leichthin, daß derartige Toilettegegenstände bei Reiterinnen von Beruf gang und gäbe seien, und ihr Arzt davon abgeraten, einen Wechsel darin vorzunehmen, da eine langwierige Erkältung die unbedingte Folge davon sein würde. Als bedürfe sie nach dieser Erklärung einer Stärkung, griffen ihre Hände zur buntgestickten Reisetasche, daraus eine Flasche entnehmend und solche lachend zum Munde führend, halbgeleert sie dann dem Gatten hinreichend. Nur um den Inhalt zu erproben, kostete der Graf, denn einen Moment lang war ihm die Idee aufgetaucht, es könnte Branntwein darin enthalten sein. Doch nicht dieser, nur alter Portwein benetzte seine Zunge.

Nachdem er der sich jetzt zum Schlaf anschickenden Gemahlin ein Tuch übergebreitet, versank er von neuem in jenes halbwache Hinbrüten, in welchem mannigfaltige Bilder vor ihm aufstiegen. Er sah Wera in diesem

Kostüm, an der Seite Tiralla's, von Land zu Land reisen, hörte sie, umgeben von Herren und Damen des Cirkus, galante Liebesaffairen besprechen, dann tauchte ihre noch kaum entwickelte Gestalt plötzlich vor ihm auf, wie sie, statt an sorgender Mutterhand, in der sittenverachtenden, nur dem Augenblick lebenden und ihn genießenden Künstlergemeinschaft heranwuchs, nirgends Schule und Heimat, nirgends Schutz und treu hütende Augen gefunden hatte. Und ferner sah er sich mit diesem Kinde des Volks am traulichen Kamin der zarten Schwester, vermeinte die Blicke zu fühlen, welche der ehrliche Gaschin heimlich mit Taly austauschte. Kalter Fieberfrost wechselte mit aufsteigender Glut, als er wähnte, daß er flehend vor der eigenen Mutter stand, und sie sich dennoch weigerte, die Kunstreiterin zu empfangen.

Erst als die Sonne am Firmament aufstieg, und mit den Schatten der Nacht auch die allertrübsten Schatten der Sorge aus dem Herzen des Grafen wichen, verlangte die Natur ihr Recht und ließ den Übermüdeten in einen traumlosen Schlaf verfallen, aus welchem ihn Wera mit der Frage erweckte, ob er denn bis Nizza durchzuschlafen gedenke und gar keine Neigung für einen Morgentrank verspüre.

Besser als er gehofft, verlief der Rest der Reise, wozu wohl die herrliche Gegend das meiste that.

Beide atmeten erleichtert auf, als sie vom Balkon des Hotel Windsor auf eine wonnige Sommerlandschaft blickten, in welcher Blumen dufteten, würzige Meeresluft sie erfrischte, und in der heitere Menschen nur Frohsinn zu kennen schienen.

Anfangs hatte der Graf beschlossen, mit seiner Gattin gemeinsam die Mutter aufzusuchen, doch sein hohes Zartgefühl ließ es für zweckmäßiger erscheinen, zuerst den wahrscheinlich bevorstehenden Sturm des Unwillens über sich allein austoben zu lassen, um dann später, wenn die Liebe zum einzigen Sohne gesiegt, Wera hinzuführen.

Im Salon der Gräfin fielen dem Eintretenden der Schwester und sein Bild in die Augen, welche dort unter dem des Vater über dem Schreibtisch hingen. Nicht lange brauchte er zu warten, denn bald öffnete der greise Kammerdiener die Flügelthüren, um die Mutter einzulassen. Beide Arme dem Sohn entgegenstreckend, schloß sie ihn lange und innig an's Herz, seine bleiche Stirn mit einem Kusse bedeckend. Dann zog sie ihn an ihre Seite, auf's hochlehnige Sofa, ihn dort mit Fragen bestürmend.

Doch nicht hier, zu den Füßen der Mutter, Stirn und Augen in ihrem Schoß begrabend, die teure Hand fest umklammert haltend, begann er seine Beichte. Kein Wort, kein Ausruf kam ihm zu Hilfe, bis zu Ende hörte die ehrwürdige Frau die Erzählung stumm an. Doch dann sprach sie fest und ruhig:

„Mein Bodo, Du weißt, wie ich Dich geliebt seit Deinem ersten Eintritt in die Welt. Kein Opfer erschien mir für meine Kinder zu groß, freudig bin ich auch heute noch bereit, für Euer Glück mein Leben hinzugeben.

Sieh mich an und laß Dein Herz durch die Worte Deiner Mutter mir nicht abwendig machen. So wahr mir Gott helfe, ich kann auch jetzt, wo Du mit Deiner Frau hier weilest, wo Du, mein einziger Sohn, seit langem einmal wieder an meiner Brust geruht, ich kann auch jetzt nicht in diese Ehe willigen! Die Gründe zu diesem Dir grausam und vielleicht lieblos erscheinenden Entschluß sind so zwingender Natur, sind so reiflich und langer Hand bedacht, daß nichts, hörst Du, nichts mich davon abbringen kann. Bleib bei mir. So lange ich atmen werde, gehöre ich meinen Kindern. Gieb es aber auf, mir Wera zuzuführen. Besser als Du, besser als ihr alle, kenne ich ihr Leben. Ich habe um Erleuchtung auf meinen Knieen

gerungen. Jetzt aber kann nichts mehr mich wankend machen!"

Langsam und deutlich war jedes Wort ihren Lippen entströmt. Der Sohn wußte aus Erfahrung, daß jetzt jegliches Bitten ergebnislos sein würde, deshalb senkte er nur demütig das Haupt, seiner Mutter Segen darüber erflehend, und als ihm solcher mit zärtlichem Kusse zu teil geworden, wankte er hinaus. —

Im Hotel erfuhr der Graf, daß seine Frau auf die Promenade des Anglais gegangen, und im Falle sie keine Nachricht dorthin erhielte, zum Diner zurück sein werde.

Ihm war es recht so, denn sein Herz sehnte sich, der Schwester die Ergebnislosigkeit der überhasteten Hochzeitsreise mitzuteilen.

Mechanisch fast schob er die auf dem Sekretär angehäuften Gegenstände beiseite, um Platz für die Schreibmappe zu erhalten. Hierbei brachte sein Arm ein kleines Juchtentäschchen zu Falle, welches mit seinem Inhalt den Teppich bedeckte. Langsam sich danach bückend, gewahrte er, daß es meist Karten waren, welche groß und prahlerisch, wie solches wohl bei Künstlerinnen, nicht aber bei vornehmen Frauen Brauch ist, seiner Gattin Namen

unterm darüber angebrachten Harzburgschen Wappen wiesen. Auch Briefe lagen umher, die alle von einer Hand geschrieben, an Wera, dem Poststempel nach, erst kurz vor der Trauung gelangt sein konnten. Als letztes fiel dem sich vom Aufsammeln Erhebenden eine Photographie in die Hände, auf deren Rückseite einige Reihen Geschriebenes, wahrscheinlich eine Widmung, sorgfältig ausradiert war. Sie betrachtend, erinnerte sich der Beschauer, jenes Bildes Original schon einmal im Leben begegnet zu sein, doch wo, vermochte er nicht mehr festzustellen. Hierüber noch nachsinnend, verfiel er plötzlich in ein lautes und schmerzliches Lachen. Sich vor die Stirn schlagend, rief er: „Um Gottes Willen, nur das nicht! Nur nicht auch noch an Weras Vergangenheit rütteln wollen! Irgend ein ausübender Künstler, ein Stallmeister, vielleicht auch ein Clown oder einer ihrer früheren Anbeter wird der Spender des Bildes gewesen sein!"

Unter diesen aus stöhnender Brust hervorgebrachten Ergüssen, schleuderte der Graf die Tasche in eine Ecke des Tisches und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln.

VII.

Aus diesem Hinbrüten wurde Harzburg durch den Eintritt Veras geweckt, welche jubelnd verkündete, einen alten Bekannten aus Wien getroffen und mit ihm verabredet zu haben, gemeinsam an der Table d'hote zu speisen.

Nicht ein Wort der Frage nach dem Ausfall seines Besuches bei der Mutter kam über ihre Lippen. Im hohen Bogen warf sie den Inhalt der Koffer im Zimmer umher, Morgenkleider, Matinees und Peignoirs bildeten mit Stiefeln, Unterröcken, Korsetts, Strümpfen und sonstigen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen ein wirres Durcheinander, aus dem sich die völlig ungeniert ihre Toilette Beginnende das Nötige hervorsuchte, dabei immerfort von ihrer Promenaden-Bekanntschaft berichtend, dessen Namen sie sich nicht erinnern, dessen Viererzüge

ihr, von der Ringstraße her, aber desto deutlicher im Gedächtnis geblieben waren.

„Ein feiner Kavalier, fast hätte ich mich einmal für ihn interessiert!“ so beschloß sie die Beschreibung der glänzenden Vorzüge des schönen Namenlosen. Und wie wenn sie nun nötig gehabt, die traurigen Falten von der bleichen Stirn des Gatten, die sie der Eifersucht zuschrieb, zu entfernen, trat die Halbentkleidete zu ihm heran, umspannte seinen Kopf mit beiden Händen, ein paar herzhafte Küsse darauf drückend. Sein Kinn und Wangen streichelnd, flüsterte sie ihm schelmisch ins Ohr:

„So schön wie Du, ist er aber doch nicht!“

Davonhüpfend, rief sie bald des Gatten Hilfe zum Schnüren der Taille, bald ihn selbst zur Bewunderung des neuen Gewandes herbei.

Und schön war Wera anzuschauen, namentlich nachdem die Puderquaste in ausgiebigster Weise von ihr angewendet worden. Ein braunseidenes, plüschbesetztes Kleid, reichlich mit Plissees, Volants und Spitzen besetzt, schmiegte sich, ungeachtet der hinteren Fülle, eng um ihre geschmeidige Gestalt.

Kaum hatte Harzburg einige dunkelrote Rosen im

Haar seiner Gattin befestigt, als nach kurzem Pochen die Zimmerthür geöffnet wurde.

Eine echt wienerische Herrengestalt, im tadellosen Gehrock, den modernsten Schnabelschuhen über seidenen Strümpfen, nie angezogene Handschuhe in der von schneeweißer Manschette halbbedeckten Rechten, trat mit einem: „Hob' die Ehr. I' stör' doch nit?“ ins Gemach.

Langsam den glänzenden Cylinder von Kopfe nehmend, streckte er der Gräfin mit den Worten die Hand entgegen:

„Ei, grüß' Sie Gott, Wera, stell'n Sie mi' doch Ihrem Herren vor!“

Und als Wera nun lächelnd auf Harzburg wies und sagte: „Mein Mann!“ fuhr er, sich vor Harzburg verneigend, fort: „Graf Pempaly, ein alter Bekannter der Frau Direktorin, erlaubt sich für sein Eindringen um Verzeihung zu bitten und die Herrschaften zu Tisch abzuholen.“

Nachdem Harzburg nun gleichfalls seinen Namen genannt, reichte Graf Pempaly der Gräfin den Arm, um mit ihr voran die Treppen zum Speisesaale hinunterzuschreiten.

Schwer mag es den zur Table d'hote versammelten Gästen geworden sein, die Zueinandergehörigkeit jener

drei Menschen zu erraten. Die beiden Grafen vermieden als vollendete Weltmänner das Gespräch auf andere als ganz neutrale Gebiete zu bringen, und die ehemalige Reiterin schwärmte ebenso von ihren Erinnerungen am Strande der schönen Donau, wie sie sich hingerissen zeigte von den ihr bevorstehenden Genüssen der herrlichen Riviera.

Sobald das Diner sich dem Ende zuneigte, schlug Graf Pempaly eine Fahrt nach Monaco vor, in welche Wera begeistert, ihr Gatte sich in alles fügend, einstimmten.

Ein schnittiger Viererzug, vom Kutscher Pempalys gelenkt, nahm die kleine Reisegesellschaft auf. Vor zwei Tagen noch waren die Neuvermählten durch schneebedeckte Gegenden beim heulenden Oststurm gebraust und jetzt bedurften sie nicht einmal einer wärmenden Hülle, um vom hohen Gefährt aus den würzigen aus Afrika herüberwehenden Wind mit vollen Zügen einzuatmen. Auf der Straße de la Corniche jagte der Wagen dahin, an Olivenhainen, malerischen Bergen, alten Raubschlössern und stilvoll-modernen Landhäusern vorüber.

Als die Condamine passiert, winkte den Reisenden das fast immer vereinsamte Fürstenhaus Karl des Dritten einen stillen Gruß entgegen; jetzt nur noch eine

Allee von Oleanderbäumen, und die Pferde hielten vor dem Kasino.

Der Besitzer des Gespannes half seinen Gästen beim Absteigen. Harzburg, der sich sogleich der Terrasse zugewendet, schaute, ergriffen von der überwältigenden Schönheit der Natur, hinab auf die leicht gekräuselten Wellen, die azurblau immer von neuem gegen den Fuß des Felsens sich warfen, blickte träumerisch den ungezählten Möven nach, welche gleich glitzernden Punkten mit kaum sichtbarem Flügelschlag über den Ozean hinglitten, und ließ seine Augen vom rötlichgelben Strande hinüberschweifen nach Bordighera.

Indes hatte Wera sich an die Seite des Viergespanns gestellt, um mit kritischen Blicken dasselbe einer Musterung zu unterwerfen. Regungslos thronte der Kutscher auf dem Bock, und erst eine Frage seines Herrn ließ die Musternde auf ihn achten.

Als säße dort oben statt des geschniegelt und gebügelten ungarischen Rosselenkers ein direkt der geborstenen Erde entstiegener Abgesandter des Bösen, also starr und fassungslos richtete die zurückweichende Frau ihre immer größer werdenden Augen auf den Mann. Ein glücklicher Zufall war's, daß Graf Pempaly sich mit den Sehnen

eines Vorderpferdes beschäftigte, sonst wäre ihm die furchtbare Veränderung in den Zügen der ehemaligen Kunstreiterin wohl schwerlich entgangen, anderenfalls hätte er auch wohl bemerken müssen, wie sein vortrefflicher Kutscher sich mühte, Wera durch Blicke und Winke aus ihrer Betäubung zu reißen.

Ehe der Graf ihr zu Hilfe eilen konnte, hatte die Frau, der er die edle Abstammung seiner Tiere zu erklären sich mühte, den hohen Kutschersitz, ungeachtet des sie hindernden engen Gewandes, erklommen, Peitsche und Zügel in die Hand genommen und, als folgte sie einer plötzlichen Laune, das dampfende Gespann in eleganten Windungen den Rondelen des vorderen Parkteiles zugetrieben. Pempaly klatschte Beifall, während ihr eigener Gatte, welcher am Marmorgeländer lehnte, sich umwandte und nicht recht zu wissen schien, was er davon halten sollte, denn daß Wera imstande war, einen müden Viererzug zu lenken, brauchte sie hier, vor versammeltem Publikum, wohl kaum zum Ausdruck zu bringen. Keinem von beiden fiel es auf, daß die Lenkerin und der mit verschränkten Armen neben ihr Sitzende in wahrhaft fieberhafter Erregung miteinander verhandelten. Wohl an die zehn Minuten mußten die braunen Ungarrosse das flotte

Tempo einhalten, denn erst nach Verlauf dieser Zeit wurden sie wieder der Freitreppe zugewendet und in prächtiger Parade zum Stehen gebracht. In die Arme der sie auffangenden Grafen sprang die nun wieder heiter lächelnde Frau, um scherzend, ohne auch nur mit einer Miene ihre frühere Erschütterung zu verraten, in ihrer Mitte die eine der breiten Halbtreppen hinaufzusteigen und dort nach Vorzeigung der Karten an den sich tief verneigenden Hütern des letzten, von einer Regierung erlaubten Spieltempels in die Säle des Kasinos zu treten.

Prickelnde Walzerweisen erklangen aus dem Musikpavillon. Blumenduft und Kerzenglanz erfüllten immer noch jene Räume, ungeachtet aller Anfeindungen und Angstschreie der ihrer Existenz, ihrer Vermögen, ja selbst ihrer Ehre und Ernährer beraubten Familien, und jener vielen Entrüstungs-Meetings, die schon dagegen abgehalten sind.

An den, dem Dämon des Roulettes geweihten Tafeln knisterten die Steckkarten, rauschten hohe Scheine, klapperten Goldstücke. Immer von neuem kreiste die Kugel, auf welche spielversunkene Gestalten, alles Übrige vergessend, hinstarrten.

„Le jeu est-il fait?“ frägt monoton der Croupier.

Ein Anprall der Kugel, und dieselbe Stimme fährt eintönig fort:

„Rien ne va plus!“

Aller Augen verfolgen regungslos den Lauf der langsam Einfallenden.

Auf den meisten Gesichtern steht deutlich geschrieben, ob Fortuna für, oder gegen sie entschieden hat.

Reich galonierte Diener schoben Wera einen Samtsessel an den Tisch, auf dessen grüner Decke sie Harzburgs reichgespickte Börse ausschüttete. In den Haufen hineingreifend, baute sie kunstgerecht ein Röllchen Zwanzigfranksstücke auf, selbiges noir anvertrauend.

Die Kugel war galant und entschied für sie, doch statt abzuziehen, häufte sie ein neues Röllchen, um es den beiden alles drittes im Bunde beizufügen. Und siebenmal that sie ein Gleiches, und siebenmal entschied die Kugel zu ihren Gunsten. Jetzt aber gab sie dem Croupier einen Wink, und mit langer Harke wurden ihr die Rollen und Scheine zugeschoben.

Mit hohen Summen begann Wera nun plan- und regellos auf Nummern, Farben und Zeros zu setzen. Als stände die Kugel heute in ihrem Dienst, so regelmäßig folgte sie der Spur der ringlosen, kräftiggebauten Hand.

Während Pempaly sich ziemlich unglücklich am Spiele beteiligte, stand Harzburg seiner Gattin gegenüber

und mußte sich gestehen, daß sich diese hier besser benehme, als all die Trägerinnen der erlauchtigsten Namen, welche, Schulter an Schulter, kaum von ihnen zu unterscheiden, mit heimatlosen Abenteuerinnen, halbweltlichen Koketten und professionsmäßigen Spielerinnen, mit verzerrtem Gesichtsausdruck den Tisch umgaben. Nirgends tritt die wildeste und verbreitetste aller menschlichen Leidenschaften, die schnöde Gier nach mühelosem Erwerb, so abschreckend in den von tiefen Furchen durchgrabenen Zügen dem Beschauer entgegen, wie in jenen goldschimmernden, mit allegorischen Figuren der vier Jahreszeiten bedeckten Wänden. Fast ausnahmslos hatten die weiblichen Spieler ihre fiebernden Augen mit raubtierähnlicher Wildheit, mit Neid und Haß auf die vom Glücke so seltsam begünstigte Wera gerichtet.

Diese selbst erschien in solcher Umrahmung wie ein leuchtender Stern. Als wäre all das Geld nur Chimäre, schleuderte sie Rollen und Scheine von sich, kein Zucken, kein Farbenwechsel, nicht einmal ihrer Augen sich gleichbleibender Blick verrieten, daß ihr an dem immer von neuem zufließenden Gelde das geringste gelegen sei. Als gelte es einem tändelnden Zeitvertreib und nicht einem zu erkämpfenden großen Vermögen, fand die munter lächelnde

Frau auch noch Zeit, sich mit ihrem Nachbar Pempaly zu unterhalten. Unwillkürlich mußte Harzburg der Stunde in der Arena gedenken, da dieselbe Frau, seiner thörichten Laune halber, jenem Wunsche nachkam und sich ohne mit der Wimper zu zucken den Hufen des über sie hinwegspringenden Fuchses aussetzte. War es doch gerade diese völlige Gleichgültigkeit gegen jegliche Gefahr, diese rücksichtslose Kühnheit und stoische Ruhe bei den halsbrecherischsten Kunststücken gewesen, welche ihm dereinst die schöne Direktorin Tiralla so anziehend und begehrenswert gemacht, daß ihm ihr Besitz als höchstes Glück einen Moment lang erscheinen konnte.

Sein Gerechtigkeitsgefühl sagte ihm, daß es nicht ihr, sondern sein Verschulden gewesen, wenn er nicht vorher bedacht hatte, aus wie unendlich verschiedenen Kreisen sie beide hervorgegangen waren. Nicht später, damals in Hetzstein hätte er es sich überlegen sollen, daß, wollte er als Graf Harzburg fortleben, eine Ehe mit Wera einfach eine Unmöglichkeit sei.

Alles hätten ihm seine Standesgenossen verziehen, über manches den Schleier der Liebe gebreitet, — doch für eine frühere Kunstreiterin gab es keine Brücken zu ihnen, keine Thüren, nicht einmal ein offizielles Anerkennen! Von

dem Moment seiner Verheiratung an galt er einfach für einen ausgestoßenen, gemiedenen und abgefallenen Mann, von dem man wohl noch im intimsten Kreise bedauernd sprach, dessen man aber sonst nur mit Achselzucken und einer gewissen Betonung Erwähnung that.

Wurde seines Namens einmal offiziell erwähnt, so wußte er genau, daß man von ihm als: „der Harzburg“ sprechen würde. Wie machte ihn der Gedanke daran schaudern. Wie furchtbar gellte ihm das kurze Wörtchen „der“ ins Ohr.

„Baron K.“ war einst einer seiner besten Freunde gewesen, in einer schrecklichen Stunde hatte er Geld gebraucht, hatte geglaubt, es anderen Tages sicher decken zu können, und deshalb einen Vorschuß aus der ihm anvertrauten Kasse entnommen. Der nächste Tag war wohl gekommen, doch das erwartete Geld nicht. Statt sich einem Freunde anzuvertrauen, war der an sich selbst Verzweifelnde zu seinem Vorgesetzten gegangen und hatte diesen gebeten, ohne Rücksicht mit ihm zu verfahren. Mancher Standesgenosse verurteilte am meisten den letzteren Schritt, nur die Pistole als reinigenden Ausweg anerkennend. Doch darüber läßt sich reden!

Jedenfalls hieß Baron K. von nun an: „der K.“ und also heißt er auch heute noch, obgleich er in fernen Welten durch Redlichkeit, Fleiß und Arbeit es längst zu einem angesehenen Manne gebracht hat.

Auch einen Herrn von O., von welchem eines Tages behauptet wurde, er habe falsch gespielt oder wenigstens dem Glücke etwas nachgeholfen, zwang jenes kleine Wörtchen, Gut und Familie im Stich zu lassen und abenteuernd die Welt zu durchstreifen. Erst als die Kunde nach Deutschland gelangte, daß er unter fremdem Namen, doch als Held, bei Plewna den Tod gefunden, wollten sich auf einmal manche erinnern, daß jenes Gerücht ja niemals bewiesen, und O. doch eigentlich immer ein anständiger Kerl gewesen, von welchem so etwas zu glauben der reine Unsinn sei. — Und nun würde man ebenso wie von diesen und manchen anderen auch von ihm sagen: „Da geht der Harzburg“ und jeder, der das hörte, erinnerte sich sogleich daran, daß damit der einstige elegante Offizier und Majoratsherr gemeint, welcher in einer schwachen Stunde eine Kunstreiterin zur Gräfin Harzburg gemacht hatte.

Allmählich wurde es dem Grafen klar, daß nichts ihn vor dem unheimlichen Wörtchen schützen konnte. Was

half es, daß Wera tausendmal mehr Chik zeigte, als die sie umgebenden blaublütigen Glieder der anerkannten Gesellschaft! Mochte sie auch schöner, schneidiger, gebildeter, ja selbst besser, als sie alle sein — was machte das! Im Gegenteil, es verschlimmerte nur ihre Schuld, denn sie hatte sich in die ihr nicht zustehende Kreise hineindrängen wollen, hatte den jungen Edelfräuleins des Landes eine der besten Partieen vor der Nase weggeschnappt — und solches erforderte grausame Rache. Zu dieser bot der Umstand, daß einer ihrer Vorfahren nicht zufällig einmal seinem Staate ersprießliche Dienste geleistet und hierfür oder durch Reichtum und großen Grundbesitz, für Tapferkeit im Kriege oder durch die momentane Gunst seines Fürsten in den Adelstand erhoben war, eine geeignete Handhabe, gegen die, wenn sie erst eine von der sogenannten „Gesellschaft“ beschlossene Sache ist, es kein Ankämpfen oder Auflehnen giebt.

Vollständig machtlos steht der in die Acht Erklärte seinen fest zusammenhaltenden Standesgenossen gegenüber, die ihm, können sie ein Ausweichen nicht vermeiden, mit der formvollendetsten, aber auch eisigsten Höflichkeit gegenübertreten, sonst aber nur Augen für alles Andere ringsumher, nur nicht für ihn zu haben scheinen. Dieses

völlige Übersehen, zur schattenlosen Gestalt werden, ist vielleicht eine grausamere Tortur, wie solche die Vehmgerichte dereinst im Mittelalter über die ihnen Verfallenen verhängt haben.

VIII.

So lange Harzburg in Nizza blieb, mochte es noch gehen, denn dieses und vielleicht noch Rom sind Freistätten für internationale Existenzen, die, zwar meist mit reichlichen Mitteln versehen, doch in irgend einer Weise gesellschaftlich Schiffbruch gelitten haben. Ganz richtig schildert Sardou in seiner Odette dieses Land, denn dort heißt es:

„Dieses Nizza, in dem die Prinzessinnen und Gräfinnen wild wachsen und in dem nichts echt ist, weder die Diamanten, noch selbst das Meer, das hier keine Ebbe und Flut hat . . .!“ —

Ewig konnte und wollte der Graf sich aber nicht dem Nichtsthun an der Riviera überlassen, einmal mußte er in die Heimat zurückkehren, und dann? —

Eine allgemeine Bewegung, ein Aufstehen erweckte den Sinnenden, der über seine Zukunft das rings um ihn pulsierende Leben vergessen, aus seinen trüben Betrachtungen. Nähertretend bemerkte er, wie aller Augen gespannt auf Wera gerichtet, wie selbst Pempaly erregt aufgesprungen und sich hinter ihren Stuhl gestellt hatte. Nur diese selbst lag zurückgelehnt im Sessel, wie wenn sie das alles nichts anging.

Da schwirrte die Kugel durch den abgesteckten Kreis, totenstill ward's ringsumher, selbst der Croupier hatte seine schablonenhaften Ausrufe unterlassen. Wie wenn sie die Entscheidung aufhalten wollte, so prallte die Kugel hierhin und dorthin noch einmal an. Dann fiel sie ein.

„Die Bank ist gesprengt!"

Hundert Lippen, in wenigstens zwanzig Mundarten, entfuhr dieser Ruf. Die einen jubelten, der Verwaltung den Verlust von Herzen gönnend, die anderen fluchten, daß sie selbst nicht energischer am Vernichtungskampfe sich beteiligt hatten.

Erst als der Croupier nach Einholung einer Instruktion erklärte, daß heute keine neue Einlage gemacht würde, verlief sich langsam die Menge, teils um an den anderen Tischen ihr Glück zu versuchen, teils um die seltene Kunde so schnell wie möglich in der Umgegend zu verbreiten. —

Während ein Diener der Kasinoverwaltung mit einer eleganten Ledertasche erschien, um selbige den Herrschaften zur Unterbringung ihrer Schätze und sich selbst zum Transport derselben anzubieten, befahl Wera Waschwasser, sich darin die Hände von der Berührung des Goldes zu reinigen.

Nach einer kurzen Promenade in den wunderbar herrlichen Anlagen, wohin kein Laut der Musik drang, in denen kein Vogel zwitscherte, keine Nachtigall sich hören ließ und der Sage nach nur zur Mitternachtsstunde die Schatten der Selbstmörder stöhnend umherwandeln sollen, begab sich die kleine Reisegesellschaft ins Kaffee Paris, von wo sie nach kurzem Imbiß zur Rückfahrt nach Nizza aufbrach.

Ohne die Einwilligung der Herren einzuholen, hatte Wera von neuem den Kutschbock erstiegen, die Zügel ergriffen und die Rosse zum raschen Lauf angetrieben.

Lichtblitze zuckten von der afrikanischen Küste herüber, bunte Leuchten huschten von Welle zu Welle, sonst war alles still, nur der Ozean hörte nimmer auf zu rauschen und warf Woge nach Woge gegen den felsigen Strand, selbigen mit weißer, flockiger Gischt überschüttend.

Durch die laue Nacht jagte das edle Gespann, ihrer

Lenkerin leise geflüsterten Worte durch den Schall der Hufe für die hinten sitzenden Herren unhörbar machend.

Erst vorm Hotel Windsor erhielt Graf Pempaly mit einem Händedruck die Einladung, kommenden Mittag bei Wera zu dinieren. Darauf ergriff sie den Arm des Gatten, um mit der ihr nachgetragenen Beute das Zimmer aufzusuchen. Nach dreitägiger Ehe winkte ihnen zum erstenmal ein weiches Lager. —

Der kommende Tag brach spät an für die der Ruhe so lange Entwöhnten. Deshalb mußten sie sich eilen, vor Schluß der Bank, die ein bedeutendes Vermögen repräsentierende Tasche dorthin zu bringen. Nach langem Zählen und Rechnen wurden die Summen addiert und das Ganze auf Gräfin Harzburgs Namen gutgeschrieben.

Nachdem auf solche Weise Wera plötzlich zur reichen Erbin und, wie sie lachend zum Gatten sagte, zur guten Partie geworden war, beschloß das Paar ans Meer zu fahren. —

Demjenigen, welcher zum erstenmal ein Bad besucht, in welchem Damen und Herren gemeinsam sich den Meereswellen aussetzen, schweben in der Regel eigentümliche Vorstellungen von den ihn erwartenden Genüssen vor, die, je höher sie geschraubt waren, desto bitterer getäuscht werden.

Durch nichts in der Welt werden jene Illusionen, in welchen meistens sich die Männerwelt über das andere Geschlecht wiegt, schneller geraubt, als gerade infolge eines solchen Zusammenbadens.

Schön wie Göttinnen, mit allen Mitteln und Vorzügen ausstaffiert, welche die Künste berühmter Schneider und findiger Korsettfabrikanten, farbenprächtige Toiletten und das denkbar Vollkommenste leistende Fußverschönerungsräte hervorzuzaubern vermögen, begeben sich die weiblichen Badegäste in die dem Lande zugekehrten Eingänge der Zellen. Unendlich lange währt es oft, bis sie so weit demaskiert sind, um sich den Blicken der sie am Strande Erwartenden zu zeigen.

Das siegesgewisse, strahlende Lächeln, welches sonst niemals von den sorgfältig gehüteten Zügen zu weichen pflegt, hat einem verlegenen Verzerren der Mundwinkel Platz gemacht. Nirgends, mag man auch alle Ufer der Ozeane, an denen badende Frauen sich den Blicken der Männer aussetzen, abpilgern, wird ein Weib zu finden sein, von welchem behauptet werden könnte, es sei im Wasser lieblicher anzuschauen, als auf dem Lande. Denn reiz- und geschmacklosere Schwimmanzüge, als sie in unserem Zeitalter gang und gäbe sind, vermag selbst der fanatischste Frauenhasser,

auch wenn er mit dem allergrößten Häßlichkeitsgefühl ausgestattet wäre, nicht zu ersinnen.

In Biarritz scheint die Damenwelt solches zuerst eingesehen zu haben, denn dort giebt es jetzt außer dem gemeinsamen Bade, ein solches für jedes Geschlecht, in denen die Kostümfrage vollständig zurücktritt, und dadurch der Aufenthalt im Wasser zu einem wirklich genußreichen und stärkenden wird.

Und nun gar in Nizza, wo Schminke, Puder und extravagante Toiletten in den tollsten Variationen zur Tagesordnung gehören, wo Schein und Flitter alles, selbst das gemeinste Laster verhüllt, wo selbst dem verkommensten und verworfensten Geschöpf auf dem Lande noch immer auszuweichen ist, dort hat die überreizte Phantasie eroberungssüchtiger Megären Meeresgewänder ersonnen, die, wenn sie nicht so abschreckend häßlich, einfach lächerlich zu nennen wären.

Ist es wirklich ein Spiel der Natur, welche dem Weibe gebietet, sich im nassen Element seiner Anmut zu entkleiden, oder wird noch dereinst von dem in dieser Beziehung so erfindungsreichen Geschlechte ein Gewand ersonnen werden, welches auch nur einigermaßen dem

Zwecke seiner Bestimmung entspricht und dabei gegen die einfachsten Prinzipien der Schönheit nicht verstößt? —

Auch Harzburg hatte dieses empfunden. Sein wonniges Behagen, hervorgerufen durch das Auf- und Abwogen in der kühlen Wellenflut, von der er sich, lang ausgestreckt, tragen ließ oder gegen die er mit sehnigen Armen anzukämpfen suchte, wurde nur abgeschwächt durch das ihn belästigende Badekostüm, welches das Zusammenfließen der beiden Geschlechter am Strande bedingte, und durch das unnatürliche Kreischen und Schreien der Damen, die hierdurch ihrer Verwunderung und ihrem Schrecken Ausdruck zu geben suchten, über die ihnen scheinbar bisher unbekannte Entdeckung, daß auch das Meereswasser nicht zu den trocknen Elementen gehört; denn anders lassen sich diese überall gleichen Empfindungsausdrücke des größeren Teils der mit den Schaumflocken der Wogen in Berührung tretenden Nereïden kaum erklären!

Doch noch eine weitere Entdeckung harrte des Grafen. Dicht vor ihm tauchte plötzlich sein eigen Weib aus den Fluten.

Der ehrliche Kellermeister singt in Undine: „Im Wein, liegt Wahrheit nur allein."

Wie falsch!

„Im Meer,“ sollte er singen! Mit diesem Rufe durfte Harzburg jetzt mit gutem Gewissen das Branden der Wogen übertönen. Denn was sich, gereinigt vom salzhaltigen Wasser, seinen Augen bot, trug wohl noch seinen Namen, mit der einstigen schönen Kunstreiterin, die auf stolzem Roß Männerherzen zum stürmischen, verlangenden Schlagen gebracht, hatte jene Frau nichts mehr gemein. Befreit von Puder und Schminke, zeigte Weras sonst so blühendes Antlitz eine reiche Auswahl kupfriger Flecke, ihr bisher anmutig gekräuseltes Haar, welches stets dicht die Stirne beschattete, hing in nassen Strähnen über der gelben Gummikappe, und auf ihrer Schläfe trat blutigrot eine tiefe, verharschte Narbe hervor, welche dem ganzen Gesicht ein unendlich gewöhnliches Ansehen gab, und die wohl von einem Stnrz mit dem Pferde herrühren mochte.

Wie war es möglich gewesen, so dachte der Graf, daß seinen auf Frauenschönheit sonst so geübten Augen all das bisher entgangen war.

Sollte das vielleicht der Grund gewesen sein, welcher Direktor Tiralla bewogen, sich so leicht von seiner Gattin zu trennen?

Das Motiv dieser That hatte ihn schon oftmals beschäftigt, doch ungeachtet alles Sinnens konnte Harzburg keinen stichhaltigen Moment aus beider Ehe herausfinden. Nun aber überlegte er, wenn's nicht dieses gewesen, mußte irgend eine andere Ursache den Cirkusbesitzer dahingebracht haben. Denn abgesehen, daß Wera seine Frau, war sie die zugkräftigste Reiterin seiner Anstalt, und diese ohne jeden Kampf von sich zu lassen und nicht einmal eine Entschädigung dafür zu begehren, das erschien dem Grafen außer dem Bereich der Möglichkeit.

So gut kannte er nun allmählich auch schon die Welt, um nicht zu wissen, daß es nur wenig Menschen giebt, die in ihren Handlungen sich nicht von äußeren Vorteilen leiten lassen.

Wie ein drohendes Gespenst, dessen Offenbarung schwarze Schatten vorauswarf, kam ihm Weras Scheidung vor. Seiner Mutter verschleierter Orakelspruch, welchen er nicht ganz deutlich erfaßt, doch von ihm soviel begriffen hatte, daß sie irgend etwas, seine Frau Tangierendes wissen müsse, fing an beunruhigend auf ihn zu wirken. Wie sollte er sich aber aus diesem Dilemma befreien? Wie gegen etwas Unbekanntes ankämpfen? —

IX.

Jedenfalls beschloß Harzburg das seiner Schwester gegebene Versprechen zu halten und Wera jede denkbare Rücksicht zu erweisen.

Da sie, im Gegensatz von ihren auf der Hinreise ausgesprochenen Wünschen, sobald wie möglich auf der Harzburg dauernden Aufenthalt zu nehmen, plötzlich das Verlangen stellte, recht lange in Nizza zu bleiben, so mietete der Graf eine Villa und richtete sich für die kommenden Monate darin ein.

Die erste Überraschung wurde ihm zu teil, als Wera mit Pempalys Viererzug, welchen sie samt Kutscher, Wagen und Geschirr erworben, vorfuhr und erklärte, nun nur noch einige Reitpferde vonnöten zu haben, um auf dieser Erde keines Wunsches Erfüllung ferner zu begehren.

Und als diese eines Tages von dem zum Stallmeister seiner Frau ernannten, ehemaligen Pempalyschen Rosselenker erworben waren, schien es wirklich, als ob kein Glück der Welt dem seiner Frau gleichkäme.

Eine Woche lang erfüllten die eleganten Räume nur fröhliches Lachen und übermütige Scherze, einem Kinde gleich, flatterte die bisher stets an öde Chambre garnies Gewöhnte in den prächtigen Zimmern umher, war jetzt im Garten, dann im Stall und bald wieder beim sich viel mit Lesen beschäftigenden Gatten. Oft schaute dieser ihr nach, wenn sie, ein Lied trällernd, sich nicht vor Übermut zu lassen wußte. Was war es, das ihr Herz jubilieren machte?

War es das gewonnene Geld? Der Besitz der Pferde oder das Gefühl, Herrin im wohlfundierten Hause zu sein? Oder sollten Weras Augen deshalb so hell strahlen, weil er, von dem sie doch einst behauptet hatte, daß sie ihn liebe — gut und freundlich zu ihr war?

Aus ihrem ganzen Wesen vermochte Harzburg jetzt weniger denn je klug zu werden. In hinreißender Zärtlichkeit stürzte sich seine Frau in einem Moment zu seinen Füßen, diese umklammert haltend und dabei versichernd, ihn über alles zu lieben, und wenige Minuten darauf

drang von denselben Lippen, vollständig unvermittelt, ein so rohes Wort, daß sich Harzburg ernüchtert und kühl bis ans Herz hinan von ihr abwenden mußte.

Unbegreiflich war ihm das Gebahren, indes schob er es der mangelnden Erziehung, ihrer Unsicherheit und teilweise auch seinem eigenen Benehmen zu, welches letztere mehr im Dulden, als im Beraten und Zurechtweisen bestand. Ihm war es vollständig unmöglich, zu Hause auf die außerhalb von Wera begangenen Verstöße gegen den guten Ton zurückzukommen, und was seine Frau daheim versah, nun, das ging ja keinem außer ihm etwas an. Höchst bequem war solche Praxis. Bald sollte sie aber bittere Früchte zeitigen! —

Da ihr Gatte mit allem was sie unternahm einverstanden zu sein schien, überließ Wera ihn bald ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Lektüre. Nach einiger Zeit kam noch hinzu, daß Harzburg die Stunden nach dem Diner regelmäßig bei seiner Mutter verbrachte. Anfangs hatte er sich davor gescheut, bald aber das Verkehrte und Zwecklose eines solchen unnatürlichen Losreißens einsehend und wohl auch noch immer im stillen die Hoffnung hegend, daß irgend ein Zufall eine wenn auch nur äußerliche Verständigung der beiden ihm und sich so nahe-

stehenden Frauen herbeiführen könnte, war er hingegangen und warm und herzlich empfangen worden. Bald erschien ihm jeder Tag als ein verlorener, an dem er nicht im Theezimmer der ihm so teuren Greisin geweilt hatte. Vornehme Fremde fanden sich öfters dazu ein, keiner von ihnen schien aber zu ahnen, daß er derselbe sei, dem sie am Tage öfters mit Wera begegnet waren. Selbst hier, im südlichen Frankreich, über hundert Meilen von der Heimat entfernt, begann man seine Gattin tot zu schweigen. —

Wera benutzte die Zeit nach dem Diner zu weiten Ritten und Fahrten, auf welchen sie sich nur von ihrem Stallmeister begleiten ließ. Manchmal traf sie später als Harzburg ein, und dann glühten wohl ihre Wangen, und in den dunklen Augen blitzte es von wildem Verlangen und unbezähmbarer Lebenslust. Der Graf schrieb solches der Freude am wiedergefundenen Sport zu und achtete ebensowenig darauf, wie er ein Wort darüber verlor, wenn Wera plötzlich vom Souper aufsprang, um nach dem Stalle zu stürzen, dort nachzusehen, ob es auch ihren Tieren an nichts mangele. —

Wie manche Frauen, hatte Wera von Anfang ihrer Ehe an nicht jene Klugheit des Weibes besessen, welche

darin besteht, dem Gatten vor allen gefallen, ihm täglich neu und reizend erscheinen zu wollen. Nur hierin allein begründet sich jene Macht, welche einige hervorragend begabte Frauen über die Männer überhaupt, und über den eigenen Gatten im speziellen, auszuüben vermögen.

Verständen die jungen Frauen es besser, die Macht ihrer Schönheit zu benutzen, würden sie sich nicht gleich nach der Trauung ganz ausgeben, sondern immer noch etwas zum Ersehnen für den Gatten übrig behalten — es wäre um die meisten Ehen besser bestellt, und viele Männer würden, anstatt fremden, der eigenen Gattin dauernd den Hof machen! Ganz anders gestaltet sich das aber in den meisten Fällen!

Nach kurzem Liebestaumel schon wenden sich viele Ehemänner übersättigt und von der engen, ungewohnten Gemeinschaft ernüchtert, von ihren Frauen ab.

An wem liegt hierbei die Schuld?

Lediglich nur an den Frauen!

Diese gehen von der falschen Voraussetzung aus, daß mit dem Wechsel der Ringe auch alle Geniertheit aufhören muß, und beginnen sofort ein oft jegliches Maß überschreitendes, intimes Sichgehenlassen, welches feinfühligen Männern ein Greuel ist. Doch damit nicht

genug, versetzen sie ihren Gatten auch noch förmliche Keulenschläge, indem diese zusehen müssen, wie sie sich für jeden fremden Mann mehr schmücken, als sie solches der Mühe für wert erachten, für den eigenen zu unternehmen. Im Gespräch, im Benehmen, auf der Straße, im Ballsaal, überall, wo ein Fremder zugegen, suchen sie diesem zu gefallen, sich Zwang aufzuerlegen. — Fast keine aber denkt daran, dasselbe auch für den eigenen Gatten, mit dem sie, und welcher mit ihr gezwungen ist, ein langes, langes Leben hindurch gemeinsam zu verbringen, zu thun. —

Für diesen, so schien es auch Wera zu finden, war eben einfach alles gut genug. Nur zu Ausflügen, oder wenn einer ihrer Bekannten sich melden ließ, dachte sie daran, Toilette zu machen.

Waren sie allein, trug sie den Schlafrock, der zwar an Pracht nichts, an Geschlossenheit dafür manches zu wünschen übrig ließ, bis sie ihn mit dem Reitkleide vertauschte. Hierzu kam noch, daß bald allen ihren Kleidungsstücken ein durchdringender Stallgeruch anhaftete, an welchen der alte Reiteroffizier zwar von der Kaserne her hinlänglich gewöhnt, den er aber im Salon gerne entbehrte. —

Selten und immer seltener wurden die Stunden, in denen Wera sich zum Gatten setzte, dafür häuften sich

ihre Besuche in der Gesindestube, aus welcher oft lautes Lachen und eine nicht abbrechende Unterhaltung, in der seiner Frau Stimme sich mit denen der Dienstboten mischte, zu den Ohren des Grafen drang.

Bald trat die Folge davon auch während der Mahlzeiten zu Tage, bei denen der Diener sich unaufgefordert in die Unterhaltung seiner Herrschaft mischte. Was nützte es, daß Harzburg, dem ob dieser unerhörten Dreistigkeit das Blut wild zu Kopfe drang, jenem Menschen die zornigsten Blicke zuwarf, ihm nach Beendigung des Diners mit Kündigung drohte; — schon bei nächster Gelegenheit geschah dasselbe. Doch der Diener bewahrte, äußerlich wenigstens, noch immer die Formen seinem Herrn gegenüber. Schier unbegreiflich aber war dem Grafen das Verhalten des ehemaligen Pempalyschen Kutschers. Obgleich Harzburg auf ein hierauf bezügliches Befragen vom Grafen die Auskunft erhalten, daß er nie einen besseren Pferdepfleger gehabt und auch mit seiner sonstigen Aufführung durchaus zufrieden gewesen sei, trug der nunmehrige Stallmeister seiner Frau, Harzburg gegenüber, eine Impertinenz im Wesen und eine höhnende Schadenfreude in den Augen zur Schau, die ihm unerklärlich war.

Absichtlich hatte er sich nicht darum bekümmert, in welcher Weise seine Gattin das gewonnene Geld verwandte und stillschweigend es geduldet, daß sie sich nach Gutdünken ihre Stalleute selbst gewählt. Zudem hatte er mit keinem Blick den Menschen verletzt, und dennoch konnte er instinktiv sich des Gefühls nicht erwehren, daß jener Mann ihn glühend hassen müsse.

Wäre er nicht selbst zugegen gewesen, wie Wera erfuhr, daß Pempaly seine Pferde aus Wien mitgebracht, und hätte er nicht genau gewußt, daß sie nur durch die Sprengung der Bank in die Lage versetzt worden, sich Gespann und Kutscher zu erwerben, er hätte vermutet, das Ganze sei eine abgekartete Sache.

So aber stand er vor einem Rätsel, dessen Lösung ihm einfach unmöglich war. Manchmal kam ihm wohl der Gedanke, Pempaly könne Absichten auf Wera haben und stände irgend wie durch den Stallmeister mit ihr in Verbindung.

Doch sobald er mit dem leichtlebigen, aber durch und durch ehrlichen Österreicher zusammentraf, fielen schnell solche Bedenken. Aus dem ganzen Benehmen des feschen Wieners ging nur zu deutlich hervor, daß Schleichwege und verborgene Hinterpforten außerhalb des Bereichs

seines Handelns lagen. Bei all und jeder Gelegenheit bewies er, wie unendlich viel mehr ihm am Umgang Harzburgs, als an dem mit Wera gelegen sei, für welche er wohl eine Blume, sonst aber nur immer dieselben scherzenden Redewendungen hatte, während er sich mit dem gräflichen Freunde oft und immer öfter in ernste Gespräche vertiefte, wobei dieser erkannte, welch gesunden Kern seine glänzende, scheinbar lediglich dem Genuß nachjagende Außenseite barg.

Pempaly mußte also ein Ehrloser sein, trachtete er nach Weras Besitz. Da solches nun ausgeschlossen, fehlte Graf Harzburg jeder Schlüssel zum Gebahren des Stallmeisters. Um so mehr aber empörte sich sein vornehmer Sinn über das Sichgehenlassen seiner Gattin diesem Menschen gegenüber. Nur einmal hatte er sich an einem Ausritt beteiligt; da Wera jedoch darauf bestanden, daß ihr Stallmeister, anstatt in angemessener Entfernung hinter, neben ihr reiten sollte, hatte ihr Gatte sein Pferd gewendet und die beiden allein bei der Dressur ihrer Tiere gelassen.

Kein Atom irgend eines Empfindens, wenn es nicht das des langsam aufkeimenden Hasses war, verblieb allmählich in dem sich überall abgestoßen fühlenden Grafen

Mit denselben kalt musternden Augen, mit denen er früher sein Chargenpferd vor einer Besichtigung gemustert, betrachtete er jetzt Wera, ehe er sich zu einem gemeinsamen Ausgang entschloß, denn er wollte nun wenigstens vermeiden, daß auch andere der Narbe unterm gekräuselten Haar, der fehlenden Schminke oder der zu geschmacklosen und etwa mangelhaften Toilette gewahr wurden. Begegnete ihnen zufällig ein Bekannter, wurde er vom selben Gefühl beherrscht, wie solches einer mit einem enfant terrible eine Gesellschaft besuchenden, auf den Ruf ihrer Anstalt haltenden Pensionsvorsteherin innewohnen mag. Wie diese, atmete auch er erleichtert auf, war die Stunde der Heimkehr endlich da.

Im eigenen Hause setzte sich der Graf schließlich über das impertinente Betragen seiner Leute hinweg, da er im Verlauf der Zeit sich mit dem Gedanken vertraut machte, dieses sei durch Weras intimen Verkehr mit ihnen hervorgerufen. Aus seiner Soldatenzeit war ihm bekannt, daß oftmals der gemeine Mann herablassende Freundlichkeit durch plumpe Vertraulichkeiten erwidert. Vielleicht hatten die Dienstboten auch seiner Frau Herkunft erfahren und rechneten es sich nun als Gnade an, bei einer solchen Herrschaft zu verbleiben.

Bald mußte das Leben hier ja ohnehin sein Ende erreichen, denn bei der vorgerückten Jahreszeit erschlafften die täglich glühender werdenden Strahlen der Sonne all seine Nerven, machten ein Vertiefen in gute Bücher fast zur Unmöglichkeit, und eine andere Beschäftigung bot sich ihm ja nicht. Obschon er anfangs versucht hatte, die Morgenstunden der Pflege des Gartens zu widmen, da ihm dieses am meisten noch zusagte, wollte doch unter seinen ungeübten Händen nichts recht gedeihen, und so hatte er denn dem Gärtner überlassen, was diesem zukam, und war sich selbst nutzloser vorgekommen, als er solches je für möglich gehalten.

Er wünschte sich Arbeit, recht, recht viel Arbeit, damit Vergessenheit sich seiner Sinne bemächtigte. Mit der Vergangenheit war er fertig, die Gegenwart erschien ihm endlos öde und traurig, und seine Zukunft lag schwarz und hoffnungslos im verborgenen Schoß des alles leitenden Geschicks. Eine kaum zu tragende Last deuchte ihm sein eigen Leben.

X.

Schwarzgraue Wolken jagte der Sturm vom Ozean heran. Feurige Garben, die ganze Riviera in ein einziges Lichtmeer verwandelnd, zuckten um die Harzburgsche Villa. Ungeachtet der weit geöffneten Fenster herrschte in des Grafen Zimmer eine wahrhaft tropische Glut. Während draußen unaufhörlich rollende Donner das furchtbare Toben der Elemente anzeigten und die Erde dröhnen, ja selbst laut gesprochene Worte unverständlich machten, lehnten der Herr des Hauses, Pempaly und ein großer, stattlicher Mann, dem man auf den ersten Blick den germanischen Reiter ansah, beim Cherry coppler, dessen kühlendes Naß die Herren zum öfteren aus langen Strohhalmen auffogen, in bequemen Stühlen, um einen kleinen Rauchtisch.

Am Morgen war Harzburg beim Baden mit einem alten Jugendbekannten, den er zum letztenmal bei Talys Hochzeit gesehen, welcher dieser, als Freund Gaschins auf dem Schlosse beigewohnt, zusammengetroffen.

Das väterliche Gut Herrn von Brackensteins und Natalienhof grenzten aneinander. Gaschin und der junge Freiherr hatten beim selben Regiment gestanden, waren unzertrennliche Freunde gewesen und auch solche geblieben, als ersterer den Abschied genommen und Taly zur angebeteten Herrin seiner Scholle gemacht.

Brackenstein war das Urbild eines preußischen Panzerreiters. Ein Hüne von Gestalt, mit einer Brust, die des Küraß zu spotten schien. Blond war sein Haar, gleich dem gepflegten Schnurrbart, und aus treuen blauen Augen blickte jener Riese so bieder und ehrlich in die Welt, daß selbst Kinder ihm zutraulich die Händchen boten, denn ihr dafür empfängliches Gemüt sagte ihnen, daß der große Kürassier ein Freund aller guten Menschen sein müsse.

Und so war es! Ein braveres Herz hatte wohl selten unterm weißen Koller geschlagen. Einen opferbereiteren Kameraden konnte man schwerlich finden, mochte man weit und breit die Garnisonen absuchen. Bracken-

steins Gutmütigkeit war sprichwörtlich in der Armee geworden, seine großen Fäuste, die dem schweren Pallasch beim Anfassen Verderben zu bringen schienen, standen jedermann zum freudigen Geben offen. Oft mißbraucht, verlor der Recke niemals das Vertrauen zur Menschheit. Vor allem konnte er kein weinendes Kind, kein ungetröstetes Frauenelend mit ansehen. Außer was er zum Stillen des eigenen, allerdings nicht unbeträchtlichen Appetits gebrauchte, wanderte weit über die Hälfte seiner reichen Zulage in die Hütten und Dachstuben der Armut. Alte Frauen segneten ihn, wenn er auf mächtigem Braunen vorbeiritt oder, seiner gigantischen Formen ungeachtet, sich leicht in den Hüften wiegend, die Straßen seiner Garnison entlang schritt. Selten nur wurde in den Unteroffizierfamilien ein Kind über die Taufe gehalten, bei welcher nicht Brackensteins Name als Zeuge Erwähnung geschah. Nach dem eigenen Durste den der Leute bemessend, sandte er regelmäßig, außer einem blitzenden Goldstück, einen wohlgefüllten Korb verlockend anzuschauender Flaschen. Die Reiter liebten ihren Rittmeister, verehrten in ihm den echten Vater der Eskadron.

Seine Mußestunden verwandte der Freiherr mit Vorliebe zur Erlernung zarter Gedichte, welche er dann,

am Flügel sich selbst begleitend, mit unendlicher Rührung, doch weniger vollendeter Schule, im etwas rauhen Bariton seinen Freunden vorzutragen pflegte.

Lenau, Storm kannte er fast auswendig. Strachwitzens: „Wie gerne Dir zu Füßen!“ . . . und Heines: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . .“ Entflieh’ mit mir und werd’ mein Weib und ruh’ an meinem Herzen aus . . .“ und „Auf ihrem Grab da steht ’ne Linde . .“ ertönten regelmäßig als Schlußlieder, war Brackenstein weich gestimmt.

Seit er Dewalls „Alten Hans“ gelesen, konnte ihm kein Schuhmacher die Stiefel eng genug machen, während seine Riesenfäuste, welche einst einem durchgehenden Pferde so kräftig in die Zügel gefallen, daß es auf der Stelle mit gebrochenem Genick tot liegen geblieben war, von ihm mit Vorliebe gezeigt wurden. Die stärksten Tischplatten zersplitterten unter ihrer Wucht wie Cigarrenkistenholz.

Dieser riesenhafte Kürassier mit dem weichen Kindergemüt liebte außer seiner kleinen Schwester, welche allerdings bald das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, von allen Frauen Taly Gaschin am meisten.

Hätte jedoch jemand ihm gegenüber das Wort „Liebe“, in Verbindung seiner Person und Harzburgs Schwester

angewendet, ihm wäre aller Wahrscheinlichkeit das gleiche Loos geworden, welches dem fortstürmenden Renner die Wirbel zerknickt.

Und eigentlich war Liebe auch nicht die richtige Bezeichnung, denn was der Mensch mit glühendster Seele verehrt, was er als etwas ewig Unerreichbares anbetet, liebt er nicht, wenigstens nicht in des Wortes richtiger Bedeutung.

Vielleicht könnte hier tief innig verborgene Schwärmerei gesagt werden, denn nur weit ab von Natalienhof wagte Brackenstein seine wehmutsvollen Lieder, den Minnesängern gleich, fremden Ohren anzuvertrauen. Niemand ahnte, daß die die Zimmerdecke suchenden Augen eine lichtumflossene Gestalt zu sehen meinten, welche selber wohl am meisten davon gerührt worden wäre, hätte sie erfahren, daß ihres Mannes treuester Freund, der ehrliche, brave Brackenstein, sie so gerne möge. Denn etwas Anderes anzunehmen, lag ja völlig außerhalb Frau von Gaschins edlem Denken. Viel eher würde sie an des Riesen geistiger Umnachtung geglaubt und hierüber von Herzen getrauert haben, als daß in ihrem kristallenen Empfinden die Möglichkeit aufgetaucht wäre, ein Mann könne sich erkühnen, mit sündhaften Blicken auf Taly Gaschin zu schauen.

Der Rittmeister wußte solches, und hatte es deshalb vorgezogen, nicht wie sonst seinen Sommerurlaub in der Heimat zu verbringen, sondern ihn lieber zu einer Reise nach dem Süden anzuwenden.

Einer der ersten Bekannten, dem er in Nizza die Hände entgegenstrecken konnte, war Talys Bruder.

Ohne eine Ahnung von seiner Vermählung zu haben, hatte er ihn in seine Wohnung begleitet und war dort im höchsten Grade von Weras Anwesenheit überrascht worden. Zuerst dieses Zusammenleben einer vornehmen Laune Harzburgs zuschiebend, bemühte er sich, des Freundes vermeintlicher Favoritin bei Tisch zu gefallen und wandte alle ihm zu Gebote stehende Unterhaltungsgabe an, um in ihren Augen gleichfalls als flotter Lebemann zu erscheinen.

Erst nachdem seine Nachbarin sich nach Aufhebung der Tafel behufs Antritts eines Spazierritts verabschiedet hatte, wurde ihm die anfangs unglaublich erscheinende Mär von der Verbindung des Freundes zu teil.

Brackensteins erster Ausruf war:

„Was sagt denn Deine Frau Schwester dazu?“

Und als Harzburg nun entgegnete, daß Taly einverstanden, sogar ihm zu seiner Frau geraten habe, war

die Sache für den Freiherrn in Richtigkeit, und mit keiner Silbe gedachte er infolgedessen der abwesenden Gräfin.

Wenn Frau von Gaschin darein gewilligt, so war eben einfach alles in Ordnung, und er wieder einmal ein Thor gewesen, solches nicht gleich erkannt zu haben!

Zudem trat Pempaly ein, sich den beiden zugesellend. Der Graf hatte einige Wochen in Afrika der Löwenjagd obgelegen und wußte hiervon interessant zu berichten. Lächelnd erzählte er später, daß er gestern in Monaco gewesen, wo sich die Spielverwaltung in gelinder Aufregung befinde, da alle ihre bisherigen Menschenstudien an Frau Weras Benehmen Schiffbruch zu leiden schienen. Noch nie war es vorgekommen, daß jemand, der eine so große Summe im Spiel gewonnen, sich längere Zeit in der Nähe der Bank aufgehalten habe, ohne Lust nach Wiederkehr und weiterem Kampf zu verspüren.

Während dieser animierten Unterhaltung war das Gewitter heraufgezogen und hatte wohl glühende Schwüle und Staub, aber nicht den von allen ersehnten Regen im Gefolge gehabt. Anfangs hatten die Herren dem ungezähmten Ausbruch der entfesselten Elemente gelauscht, doch dann, des grausigen Schauspiels müde, sich wieder ihrem kühlenden Trank zugewendet.

Erst ein wolkenbruchartiges Anprallen schwerer Schloßen, welche, vollständig unvermittelt, plötzlich gegen die Mauern des Hauses schlugen und in Sekunden breite Wasserlachen in der Nähe der Fenster auf den Dielen hervorzauberten, ließ sie sich wieder mit dem Wetter beschäftigen.

„Wie wär's," rief Pempaly, „wenn wir jetzt Frau Wera entgegenführen? Mein ehemaliger Zug steht ja im Stall. Bei solchem Wetter tüchtig durchweicht zu werden, ist eine unbeschreibbare Lust!"

Ohne Zaudern schirrten die des Handwerks kundigen Edelleute die Pferde vor einen hohen Jagdwagen. Die Peitsche, von Pempalys geübter Hand durch die Luft gezogen, fuhr sausend über die mit lüsternen Nüstern dahinstiebenden Rosse. Hoch auf spritzte zu beiden Seiten des Wagens das hellbraune Naß der wasserbestandenen Straßen.

Der jähe Wolkenbruch hatte dem Gewitter seine Hauptkraft entzogen, scheinbar ohnmächtig hierüber grollend, zuckte und leuchtete, donnerte und rollte es nur noch leicht an dem sich teilenden Gewölk, während stetig anhaltende, weiche Tropfen aus ihm herabrieselten.

Fenster und Thüren der am Wege liegenden Häuser

standen weit geöffnet, als der Wagen am Kreuzungspunkte einer Straße, unmittelbar vor einem Wirtshaus, angehalten wurde.

„Wenn Frau Wera nicht hier, finden wir sie heute nimmer!“ erläuterte der vom Bock springende ehemalige Besitzer der Rosse.

XI.

Verwundert ob dieses so bestimmt ausgesprochenen Satzes, blickte Harzburg auf Pempaly, welcher, seinen Arm unter den des Freiherrn schiebend, nur leichthin dem Grafen zurief, einen Moment Achtung auf die Pferde zu geben, während er selbst mit Brackenstein nachsehen wolle, ob Frau Wera hier Unterschlupf vorm Unwetter gefunden habe.

Ein alter Wirtshof, auf dem die umherstehenden Wagen und Ackergeräte nur ab und zu von fernen Wetterleuchten matt erhellt wurden, nahm die beiden Edelleute auf. In der Nähe eines ungefähr in der Mitte des steingepflasterten Hofes gelegenen Ziehbrunnens hielt Pempaly im Vorwärtsschreiten inne, schaute sich rasch nach allen Seiten um und begann dann leise seinem ihn weit überragenden Begleiter zuzuflüstern:

„Eigentlich wollt ich dem Harzburg heut über seiner Frau unqualifizierbares, pflicht- und ehrvergessenes Betragen die Augen öffnen. Mir ist die Sach' aber auf der Herfahrt wieder leid geworden, und ich mein' halt, es ist besser, ich misch mich nit in anderer Leut' Familienangelegenheiten. Dank erntet man ohnehin niemals davon!

Aber ein Schand' ist's, zusehen zu müssen, wie schamlos dieser Prachtmensch, der Harzburg, von diesem Weibsbild betrogen wird. Alle Welt weiß davon zu reden, nur er allein scheint von alledem rein gar nix zu bemerken.

Zu allem Übrigen begreif ich die Frau nit. Wie kann sie, da sie einen solchen Mann, wie unsern gemeinschaftlichen Freund, in ihre Netze gelockt, sich nun plötzlich an den gemeinen Kerl, den Josef, wegwerfen.

Hab ich vorher den Harzburg nimmer begreifen können, wie er die Wera Tiralla zur Frau nehmen konnt; begreife ich jetzt aber die Wera schon gar nicht. Was mag sie bezwecken, wenn sie dem Josef nachläuft, und weiter ist es ja nix! Der Kerl will nur ihr Geld, darauf laß ich mich heut noch hängen!

Ganz vor Kurzem wurd' die Sach' mir erst klar. Ein Frauenzimmer, mit welchem der Kerl von Wien her bekannt und zu der er hier gehalten hat, teilte mir

die Geschichte neulich heulend mit. Josef hatte ihr die Ehe versprochen; seitdem aber die Gräfin hier sei, mit welcher er früher in einem Cirkus gearbeitet — so berichtete die verlassene Unschuld —, habe er sie Knall und Fall sitzen lassen."

All das, im gemütlichen Dialekt der österreichischen Hauptstadt vorgetragen, erklang dem Rittmeister unheimlich und verworren. Fast wie im Traume folgte er dem jetzt leise wieder voranschreitenden Grafen.

Dieser schien mit der Örtlichkeit wohl vertraut, denn geraden Weges wandte er sich einer Thür zu, welche leise von ihm aufgezogen wurde. Ein halbes Dutzend gleichzeitig entzündeter Wachsstreichhölzer verbreitete einen hellen Schein im engen Raum, in welchem mehrere Pferde knirschend das aus den Raufen gezerrte Heu zermalmten, und in dessen einer Ecke Wera und ihr Stallmeister, eng umschlungen auf halbgeleerten Säcken sitzend, deutlich sichtbar wurden.

Ein Aufschrei der Frau, ein wilder, in englischer Mundart hervorgestoßener Fluch, und die beiden Überraschten stieben auseinander. Da der Stall indes nur einen Ausgang, und dieser von Pempaly besetzt gehalten wurde, war ein Entkommen unmöglich.

Mit der Gerte aufs hochgeraffte Kleid schlagend, trat Wera kühn dem Grafen entgegen, welcher zurücktretend, ihr die Thür freigab. Nachdem sie dort des Gastes vom Mittagstisch und nichts von der Anwesenheit ihres Gatten gewahr geworden, wandte sie sich lächelnd zu Pempaly, diesem mit Aufgebot des ganzen, ihrer Stimme so reichlich zur Verfügung stehenden Schmelzes den eingeregneten Spazierritt erklärend.

Der sonst so höfliche Graf schien aber dieses Mal kein Gefallen an einer weiteren Unterredung zu finden, wenigstens deutete der Klang seiner Worte darauf hin, mit denen er Wera die Mitteilung zukommen ließ, daß Graf Harzburg auf der Straße ihrer harre. Zischend entfuhr ein Laut, aus dem wohl unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Pfiff geworden wäre, ihren Lippen. Dann wandte sie sich kurz um und verschwand, gleich einem gespenstigen Schatten an den Mauern dahingleitend, den Augen der ihr nachblickenden Herren.

Wieder wandte sich Pempaly dem Stalle zu, in welchem jetzt eine bisher verdeckt gehaltene Laterne trüben Lichtschein verbreitete.

Scharf und schneidig erklang der Ruf, mit dem der Graf seinen ehemaligen Kutscher heranrief. Wie ein halb-

gezähmter Wolf, welcher gerne beißen möchte, aber solches aus Furcht vor der wohlbekannten Drahtpeitsche seines Bändigers sich nicht getraut, schlich der Mensch heran.

Rasch überflogen seine Augen die gräfliche Gestalt, und als sie erkannten, daß keine Waffe, nicht einmal der seinem früheren Gebieter doch sonst nimmer fehlende Reitstock ihm drohe, wurde sein bisher kriechendes Wesen aufsätzig.

Einige Schritte vor Pempaly haltend bleibend, stieß er trotzig die Worte heraus, was man von ihm wolle.

Der Graf, die völlige Nutzlosigkeit einer heftigen Szene erkennend, lehnte mit verschränkten Armen an der Thürpfoste, dabei seine Augen in verächtlicher Kälte auf der halb trotzig, halb herausfordernd ihn anblickenden Bedientengestalt weilen lassend.

„Was verlangst Du, wenn Du heute nacht auf Nimmerwiederkehr verschwindest?“

„Ich verbitte mir vor allem mich Du zu nennen. Ich bin nicht mehr in Ihrem Dienst, Herr . . . .,“ zögernd wollte er „Graf“ hinzufügen, doch sich durch die schwere Reitpeitsche in der Hand sicher fühlend, verschluckte er das ihm einst so geläufige Wort.

„Im Übrigen kann ich thun und treiben, was mir beliebt. Ich bin keinem Menschen Rechenschaft schuldig, nicht einmal diesem Herrn Harzburg.“ Absichtlich den gräflichen Titel auslassend, sprach der Mann mit einer kaum wiederzugebenden verächtlichen Betonung jenen Namen aus. Hierauf aber fuhr er fort:

„Am allerwenigsten aber geht Sie das an, was ich mit der Frau Gräfin hier beginne. Denn wissen Sie, wir beide kennen ganz genau ihre Gründe, die Sie uns nachspüren läßt. Es ist der pure Neid, weil Sie bei der Gräfin abgeblitzt sind.“

„Hündische Kreatur, ich zertrete Dich wie einen erbärmlichen Wurm,“ rief jetzt der aus seiner Ruhe gerissene Magnat.

„Kommen Sie mir nicht zu nah, Sie bereuen es!“ schrie der sich als Herr der Situation fühlende Knecht, dabei den schweren Knopf der übersponnenen Peitsche drohend in die Höh' hebend.

Doch er hatte die Rechnung ohne Brackenstein gemacht.

Einem mächtigen Schatten gleich, verdunkelte die Hünengestalt des Freiherrn den Eingang. Ohne einen Laut von sich zu geben, stand er mit drei Schritten vor

Josef. Diesen, einem Spielball gleich, mit der Rechten erfassend und mit einem einzigen Griffe zur nahen Futterkiste schleudernd, war das Werk einer Sekunde. Die zweite schon traf den Kerl der Länge nach oben aufliegend, wo er mit der ihm entrissenen Peitsche in nähere Bekanntschaft trat. Hagelgleich prasselten die Hiebe, von wuchtiger, altpommerscher Eisenfaust hinabgeschleudert, auf den von der Plötzlichkeit des unvorhergesehenen Angriffs völlig Betäubten.

Erst als Pempaly dem sonst so gutmütigen, aber nun zum tobenden Leu gewordenen Brackenstein, ein Unglück befürchtend, mit der Bitte in die Arme fiel, nun genug sein zu lassen des wohlverdienten Strafgerichts, warf der Freiherr die Peitsche samt der zusammengekrümmten menschlichen Masse in eine Ecke und trat mit dem Grafen die Rückkehr zum Wagen an.

Dort hatte das gräfliche Ehepaar schon Besitz vom Bock genommen. Unmutig schäumten die Tiere gegen ihre Gebisse und jagten im wilden Lauf davon, als Harzburg ihnen nach dem Einsteigen der Freunde Zügelfreiheit gewährte.

Kaum ein Wort wechselten die vier Insassen, ein jeder hatte vollauf mit seinen Gedanken zu thun. Ein-

silbig verlief auch der Abschied der beiden Herren, als das Gefährt vor dem gräflichen Hause pariert worden war.

Im Hotelzimmer angelangt, streifte Brackenstein die durchnäßten Kleider vom Leibe, langte Papier hervor und ließ sich, in seinen langen Paletot gehüllt, zum Schreiben nieder.

Nice, am 2. Juli 1885.

Sonnenstrahl!

Lache Deinen einzigen Bruder nicht aus, aber ich kehre morgen früh der Riviera den Rücken, um in ununterbrochener Fahrt zu meinem einzigen Schwesterchen zu reisen.

Sage den Eltern, was Du willst, sage ihnen, die Luft raube mir hier den Atem, sage ihnen, ich empfände Sehnsucht nach meinem kleinen Schwesterlein, dessen siebenzehnter Geburtstag in vier Tagen ist, und welchen ich unter allen Umständen daheim, im alten, guten Wendenfels, verbringen will, oder sage ihnen sonst etwas. Meine kluge, kleine Gabriele wird schon einen Grund herausfinden, der den lieben Eltern meine verfrühte Rückkehr plausibel erscheinen macht.

Doch ganz im Vertrauen, der wahre Grund meiner Heimkehr ist, daß ich heute Taly Gaschins Bruder, von

dem ich Dir früher so viel erzählt, getroffen habe. Getroffen — ja weißt Du, unter Umständen, die ich meinem kleinen Sonnenstrahl nicht schreiben, kaum erzählen kann. Von welchen es mir aber als notwendig erscheint, in Anbetracht meiner Freundschaft mit Gaschin, mit diesem hierüber Rücksprache zu nehmen.

Du weißt nun eigentlich genau so viel, wie vorher. Wirst diesen Brief vielleicht erst nach meinem Eintreffen in Wendenfels erhalten. Schadet alles nichts!

So, jetzt ist mir leichter ums Herz.

Nun will ich mit einem Kuß für meinen Sonnenstrahl das am Ende besser unabgesandt bleibende Schreiben schließen.

Immer Dein alter, großer Bruder

Hans.

Darauf griff der Freiherr zu einem neuen Bogen, auf diesem Harzburg wegen plötzlicher Abreise in die Heimat Lebewohl sagend.

Dann packte er seine Sachen zusammen und streckte sich zur unbequemen Ruhe der Quere nach im viel zu kurzen Bette aus, einen Stuhl in die Verlängerung seines unteren Ich's bringend.

Harzburg war am Morgen überrascht, zwei Schreiben, von Pempaly und Brackenstein, zu erhalten, in welchen beide ihr Bedauern aussprachen, wegen unvorhergesehener Nachrichten, den Aufenthalt in Nizza sofort, ohne mündlichen Abschied, abbrechen zu müssen.

Und da Wera gleichfalls nichts einzuwenden hatte, bald nach Deutschland zurückzukehren, benachrichtigte er seinen Schloßverwalter, Alles zum Einzuge bereit zu halten.

XII.

Ueber den Zinnen und Türmen der Harzburg flatterte das Banner des Jahrhunderte alten Grafengeschlechts.

Zahlreiche Diener, in blauweiße Wappenfarben gekleidet, eilten in geschäftigem Müssiggange auf und ab. Selbst das weibliche Personal war heute aus den gewölbten Gängen des Souterrains heraufgeeilt, um in der großen, mit Jagdtrophäen geschmückten Vorhalle das Bild der Unordnung vermehren zu helfen.

Alle jene Leute umringten bei seinem Heraustreten aus den Zimmern des Grafen den greisen Kammerdiener, welcher die Hände gefaltet, ein rührendes Bild hilfloser Verlassenheit bot. Wie geistesabwesend starrte er auf die plötzlich jeder Disziplin beraubte Schar, die von ihm neuen Klatsch über seines Grafen Gemahlin zu erfahren

hoffte. Von ihm, der den kleinen Bodo schon auf seinen Armen getragen, da dieser noch ein zappelndes Knäblein gewesen; unter dessen Augen das junge Grafenkind herangewachsen und groß geworden war!

Wie der alte Diener seinen jungen Herrn auf die Universität begleitet, so hatte er ihm auch in Hetzstein die Haushaltung geführt.

Und nun war es wirklich wahr geworden, daß der von ihm stets mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesene und als müßiges Geschwätz bezeichnete Fall eingetreten, der die Hetzsteiner Kunstreiterin zur Nachfolgerin der alten Gräfin gemacht.

Und wie sah sein über alles geliebter Herr aus! Kaum ein Schatten vom einstigen Selbst, war er am gestrigen Frühmorgen mit seiner Frau vorgefahren, hatte kaum ihm, dem sonst so freundlich behandelten Greise, einen gnädigen Gruß zukommen lassen, sondern war dann sogleich in sein altes Zimmer geeilt und hatte dort, in tiefes Sinnen verloren, die Zeit bis zum Diner hingebracht. Von den Speisen, über die sich der Koch den Kopf seit Tagen zermartert, blieb alles unberührt auf den Tellern des Grafen. Nur diese Frau Gräfin hatte zugelangt,

als ob sie auch nicht eine trübe Falte auf des Gemahls bleicher Stirn gewahr würde. Sofort nach Aufhebung der Tafel hatte sie sich den Stall der Kornblume weisen lassen und dort wohl über eine Stunde im Gespräch mit den Kutschern verweilt. Nachher war sie zur Schließerin gegangen, welche ihr die Räume des Schlosses hatte zeigen müssen. Ganz entsetzt war die alte Frau danach in die Gesindestube gestürzt, dort erzählend, daß die neue Herrin über die eigene Frau Schwiegermutter gespottet, über die lange Reihe der die Wände eines ganzen Saales bedeckenden Ahnen höhnisch gelacht und endlich alles ungemütlich und langweilig gefunden habe. Später war auch die Jungfer hinzugekommen und hatte berichtet, daß die Frau Gräfin zwar gar nicht stolz, aber furchtbar neugierig sei, denn sie habe sich bei ihr nach allen Leuten im Schlosse erkundigt und durchaus erfahren wollen, ob nicht einer der Stallleute früher im Cirkus gedient.

Mit Schaudern dachte der treue Diener des Harzburgschen Hauses daran, was jetzt die Nachbarschaft sagen würde, wie höhnisch die Hausleute der ringsum gelegenen Rittersitze von nun an auf die die gräfliche Livree tragende Dienerschaft herabsehen würden. Denn nur zu bald mußten sie ja alle, dank der geschwätzigen Landweise, die

hundertfach vergrößerte Mär vom Benehmen der neuen Schloßfrau auf der Harzburg erfahren. —

Seit der plötzlichen Abreise Brackensteins hatte sich des Grafen eine täglich wachsende Unruhe bemächtigt, die alle seine Kräfte völlig absorbierte. Ihm kam es vor, als hole das Schicksal zu einem schweren Schlage aus, welcher zerschmetternd auf sein Haupt herabfallen sollte.

Zu alledem trug Wera seit dem Verschwinden ihres Stallmeisters scheinbar absichtlich eine so leichtfertige Stimmung offen zur Schau, daß ihr Mann unwillkürlich zu der Vermutung gelangen mußte, sie habe es auf einen Bruch mit ihm abgesehen. Alles, was sie nur irgend herauszufinden vermochte, um sein feinfühlendes Ohr zu beleidigen, geschah von ihrer Seite mit einer Konsequenz, die ein zielbewußtes Streben nach einem baldigen Zerreißen ihrer Verbindung unverkennbar machte. Seit dieser Zeit setzte sie sich auch noch über die letzten, bisher von ihr innegehaltenen Schranken hinweg und that, als ob es einer Gnade von ihrer Seite gleich käme, wenn sie überhaupt noch beim Gatten verweilte.

Unter anderem überraschte sie diesen eines Tages mit der Neuigkeit, daß zwei ihrer Freundinnen zu längerem Verweilen auf dem Schlosse eintreffen würden.

Wie sollte der Graf diesen Schlag parieren? — Was hiergegen einwenden?

Seiner Frau irgend einen Umgang zu verschaffen, war er nicht imstande. Ihr aber jeglichen Verkehr zu verweigern, dafür hielt er sich wiederum nicht für berechtigt!

So mußte er denn schweigend mit ansehen, wie Wera ihren Gästen zu Ehren die gesamte Dienerschaft durch sich kreuzende Befehle in fieberhafte Aufregung versetzte, wie sie schließlich vor die Staatskarosse seiner Mutter, die nur bisher bei feierlichen Gelegenheiten hervorgezogen war, vier flinke Jucker schirren ließ, die sie selbst vom hohen Kutschbock zum Bahnhof lenkte.

Dieses sich ihm bietende Bild und die höhnisch darüber verzogenen Gesichter der Stallleute versetzte den Grafen in eine so wilde Wut, daß er das Fenster aufriß und mit lauter Stimme seiner Frau ein Halt zuschrie. Doch, hatte sie es nicht vernommen oder nicht hören gewollt, der Erfolg blieb sich gleich, denn die Ungarn stoben zur Einfahrt hinaus und noch lange konnte ihr Besitzer es mit ansehen, wie eine Gräfin Harzburg ein Schauspiel gab, das der Nachbarschaft noch lange Stoff zur Unterhaltung bot.

Waren die Mahlzeiten dem Schloßherrn schon bisher peinlich lang geworden, so erschienen ihm die nun beginnenden Bacchanalen gleichen Diners geradezu entsetzlich. Denn, wenn er auch zugeben mußte, daß die beiden jungen Reiterinnen, welche Wera in sein Schloß geladen, an Schönheit, Schneide und einem gewissen Gethue nichts zu wünschen übrig ließen, vergällte ihm der jähe Kontrast zwischen ihnen und den ehemals in diesen Räumen waltenden holden Frauen jede Minute des Tages.

Bald mußte denn auch der finster blickende Wirt den lebensfrohen Künstlerinnen unheimlich vorgekommen sein. Früher schon, als es in ihrer Absicht gelegen, schnürten sie die Bündel, um den wappengezierten Seidenkissen und den ihnen märchenhaft erscheinenden Tischlein-Deck-Dich Valet zu sagen und leichten Sinnes zur dürftigen, aber tausendmal gemütlicheren, wenn auch hochgelegenen Mietswohnung zurückzukehren, wo sie wenigstens von keinem düsteren Gatten gestört, nach Herzenslust fröhlich und ausgelassen sein durften.

Mehrfach schon waren Briefe aus Natalienhof angelangt, in denen Gaschins den Grafen dringend mahnten, nun endlich den versprochenen Besuch zu verwirklichen.

Da Wera dagegen nichts einzuwenden wußte, sandte

Harzburg Jagdpferde und Kornblume voraus und reiste mit seiner Frau dorthin ab, nur in Berlin eine kurze Rast beabsichtigend.

Im Potsdamer Bahnhof angelangt, entführte ein offenes Gefährt die beiden Ankommenden dem gepäckbelasteten, rücksichtslos vorwärts hastenden Menschengewirr und führte sie über den von läutenden Pferdebahnwagen, sich kreuzenden Fuhrwerken aller Art und um ihrer Kinder und der eigenen Gliedmaßen besorgten Passanten belebten Leipziger Platz auf das geräuschlose Pflaster der ebenso benannten Straße. An der vom Schutzmann bewachten Ecke bogen sie nach der Wilhelms-Straße ein, um nach halber Umkreisung des Kaiserhofs unter dessen Schutzdach halten zu bleiben.

Ein einziger Blick des Menschenkenntnis besitzenden blonden Portiers genügte, die Gäste der Ehre würdig zu erachten, ein Doppelzimmer der ersten Etage zu beziehen.

Die breite Treppe hinaufsteigend, öffnete ihnen ein zwergenhafter Führer die Thür zum vorderen Gemach, in dem schon die vermittelst des Aufzugs vorangesandten Koffer ihrer harrten.

Wenn auch der Zahn der Zeit und die sich endlos aneinander reihenden Bewohner manche Spuren hier

zurückgelassen hatten, boten die beiden geräumigen, von rotgrünen Teppichen bedeckten Zimmer, mit ihren bequemen Sitz-, den Berliner Staubverhältnissen angepaßten Wasch- und den vorzüglichen Schlafverhältnissen einen wohlthuenden Kontrast zu den noch vor wenigen Jahren üblichen Gasthausstuben.

Nach kurzer Toilette stiegen Harzburgs in die mit den lebensgroßen Porträts deutscher Kaiser geschmückten Lichthalle hinab, welche wohl richtiger Glashof benannt werden müßte und nach der das Hotel seinen Namen führt. Rauchende Zeitungsleser, in bequemen Korbsesseln lehnend, erholten sich hier von den Strapazen des schon überstandenen Diners.

Die um einige Stufen erhöhte Galerie benutzend, begab sich das gräfliche Paar in den daran stoßenden Speisesaal, in welchem zahlreiche Fremde kleine Tische umringten.

Wortgewandte Parlamentarier der hohen Häuser des deutschen Reichs- und preußischen Landtags, mit den höchsten Orden geschmückte, lorbeerumrauschte kriegerische Gestalten, deren Marmorbüsten unsere Ruhmeshalle und deren Thaten der eherne Griffel der Geschichte für alle Zeiten der staunenden Nachwelt aufbewahren wird, stimm-

begabte Helden der Bühne, schrifterfahrene Autoren, witzgrübelnde und gedankensprühende Feuilletonisten, Koryphäen der Palette und jener Bretter, so die Welt bedeuten, Abgesandte fremder, weit jenseits der Meere liegender Reiche, Magnaten, Zuckerbarone und formgewandte Attachés befreundeter Mächte, stellen sich dort alltäglich gegen sechs Uhr ein, um allein oder in Gemeinschaft ihrer mehr oder weniger anmutigen, aber jedenfalls besseren Hälften von des Tages Last und Freude auszuruhen und durch sorgfältige Auswahl der vielversprechenden Speisenkarte sich zu neuem Wirken für ihrer Staaten oder Familien Wohlergehen oder zu frischem Genuß des Berliner Strudels zu stärken.

Champagner-Pfropfen knallen, Bratengerüche erfüllen die Luft, blendende Lichtreflexe spiegeln sich in den Kelchen und Schalen, Stimmgewirre, frohes Gelächter und unaufhörliches Tellergeklapper, hin- und hereilende Befrackte, dazu der alles überwachende mâitre d'hôtel, und jener Kampf, welchen die drückende Hitze eines schwülen Septemberabends mit der langsam hereinbrechenden Dämmerung führt, bezeichnet so recht das Stimmungsbild eines Kaiserhoflichen Diners.

Zum erstenmale hatte sich Graf Harzburg mit Wera

im alten Vaterlande den Blicken seiner Standesgenossen ausgesetzt. In seiner Brust wurzelte das Gefühl, als müßten sich jetzt alle hier Versammelten umwenden, um, mit den Fingern nach ihm weisend, auszurufen:

„Seht dort, der Harzburg! Was will er in den gefeiten Räumen? Wie kann er es wagen, mit dieser Person vor unsere Augen zu treten!" —

Nichts von alledem geschah! Auch nicht einmal ein Blick folgte dem leise am entfernten Fenster platznehmenden Paare.

Mehrere ihm bekannte Familien, an deren Tisch er ehemals ohne Zaudern getreten und herzlich begrüßt worden wäre, mancher alte Kriegskamerad, der ihm früher den Rheinwein gefüllten Humpen zu frohem Willkomm in des Reiches Hauptstadt entgegengestreckt hätte, schienen heute nichts von seiner Anwesenheit zu bemerken, oder aber sie vermieden vielleicht absichtlich ein Hinsehen nach dem längst Erkannten.

Einsilbig, die Augen auf seinen Teller gerichtet, verlief Harzburg das Diner, während Wera das Feuer ihrer Augen nicht ganz ungenützt erstrahlen ließ, denn ein einsam dem ersten Keimen des Schnurrbarts nach-

helfender Husar durfte mit gutem Gewissen eine neue Eroberung zu den alten verzeichnen, als sein vis-à-vis, mit einem letzten, schmachtenden Blicke auf ihn, sich anschickte, dem Gatten zu folgen. —

Nach einigem Zögern gab der Graf Weras Bitte nach, sie in den Cirkus zu führen.

Altmeister Renz hatte seine ewig jung bleibende Anziehungskraft bewahrt, denn seine Logen und Galerien waren überfüllt, als Harzburgs in einer der ersteren Platz nahmen.

Hinter seiner Frau sitzend, konnte der Graf deutlich erkennen, mit welch unbezähmbarem Verlangen Weras Augen auf den sich produzierenden, einstigen Rivalinnen ruhten, und mußte es geduldig hinnehmen, daß sich die Aufmerksamkeit der Umsitzenden seiner Loge zuwandte, in der Wera durch Klatschen und Bravorufen ihren Beifall zu erkennen gab. Sobald der lange Zettel das Nahen einer Pause verkündete, verließ Harzburg seinen Sessel, um zwischen den menschenleeren, wändeüberragten Eingangsthüren sich einen Standort hinter dem Billet-Kontrolleur zu wählen, von welchem aus er in Muße die Anwesenden betrachten konnte, ohne fürchten zu müssen, von ihnen erkannt zu werden.

Wehmütig dachte er an jene Zeit zurück, da er selbst noch, gleich den in der Arena anwesenden Offizieren, seinen Säbel unterm Arm, die hellblaue Mütze verwegen auf einem Ohr, mit stolz erhobenem Haupte einherschreiten durfte.

Wie anders war das jetzt geworden.

Gleich einem geächteten Verbrecher, dem das Schandmal auf die Stirne gedrückt, kam er sich vor. Schließlich mußte er auch noch zusehen, wie Wera ihren Platz verließ und, nach stürmischer Begrüßung mit einigen ihrer von früher bekannten Kolleginnen, in deren nach der Stallthür zu gelegenen Stuhlreihen sich niederließ, um dort das Ende der Vorstellung zu erwarten.

Harzburg war seiner Frau ordentlich dankbar, als diese nach Schluß der Pantomime nicht auch noch das Verlangen an ihn stellte, den Abend im Kreise der Renzschen Reiterinnen zu verbringen.

XIII.

Rittmeister von Brackenstein hatte ausgeführt, was er in seinem Schreiben an Gabriele angekündigt, und war, nur mit kurzem Aufenthalt in Frankfurt, fast ohne Unterbrechung nach Wendenfels gereist. Dort brannte sein Sonnenstrahl vor Verlangen, bald Näheres über das so geheimnisvoll angedeutete Zusammentreffen mit Bodo Harzburg zu erfahren. Denn auch Fräulein von Brackenstein hatte, trotz ihres häufigen Verweilens bei Taly Gaschin, noch nichts von des Grafen Verheirathung gehört.

Nur zu erklärlich war es, daß der Freund ihres einzigen Bruders Hans und der Bruder ihrer angebeteten Freundin Taly in ihrem jungen Herzen eine nicht unbedeutende Rolle spielte, denn seit Gaschins Verheiratung hatte sie nur allzu oft von den Vorzügen des Herrn und

Besitzers der Harzburg reden gehört, welcher seiner für ihn schwärmenden Schwester als das Idol vollendeter Männlichkeit und Schönheit seit frühester Kindheit an erschienen war. Wenn die Herrin von Natalienhof mit leuchtenden Augen dem jungen Mädchen vom geliebten Bruder erzählt hatte, waren deren Blicke oft wie verklärt zu jenem stattlichen Dragoneroffizier hinüber geschweift, welcher, von Gustav Richter gemalt, gleich einem Lebenden aus dem reichvergoldeten Rahmen auf sie zuzuschreiten schien.

Auch Hans war ganz begeistert nach Talys Hochzeit aus der Harzburg zurückgekehrt und hatte lange Zeit gebraucht, ehe er die vom Schloßherrn beim Toast auf die Gaschins angewandten launigen Redewendungen abzulegen vermochte. Der rede- und formgewandte, leichtlebige Dragoneroffizier, welchen der Glanz seiner Herrschaft umstrahlte, hatte dem etwas schwerfälligen Kürassier gewaltig imponiert. Bei allen Gelegenheiten brachte er es an, daß es sein größter Wunsch sei, eine Hochwildjagd bei Taly Gaschins Bruder mitmachen zu dürfen. Die rauschenden Eichwälder der Harzburg mit ihren mächtigen Beständen an Kapitalhirschen galten Brackenstein als der Inbegriff waidmännischer Freuden. Dazu die Berge

und Thäler, die zerklüfteten Felsen und lauschigen Schluchten, die stolzen, weit in die Lande ragenden Burgen und die lieblich, in stiller Einsamkeit klappernden Mühlen, all' das hatte auf den sein Pommerland zwar von ganzer Seele liebenden, aber von seiner Sandhaltigkeit durchaus nicht begeisterten Rittmeister einen gar gewaltigen Eindruck gemacht. Dazu kam wohl noch, daß die Gestalt Taly Gaschins im poetischen Denken des tief empfindenden Reitersmanns, als in den thüringer Landen herangewachsene Burgfee, sich mit in seine Erinnerung an jene Gegend verwebte.

Natürlich hatte auch er der Schwester nur allzuoft von Harzburg geredet und durfte sich nun nicht wundern, daß diese ihn mit Fragen über den Grafen bestürmte.

Doch ihr großer Bruder vertröstete sie auf den Abend und ließ gleich nach Tisch satteln, um zu Gaschin hinüber zu reiten.

Nach einigem Überlegen hatte sich Brackenstein entschlossen, um der Wichtigkeit seines Besuches ein äußeres Zeichen aufzudrücken, die Uniform anzulegen, und schließlich auch noch die schon in die Hand genommene Mütze mit dem schweren Stahlhelm vertauscht.

Also angethan, trabte er, sich seine beabsichtigte Rede

in Gedanken zurecht legend, die von heißer Augustsonne durchglühte, staubige Landstraße dahin und langte, vor lauter Abwehren der ihn und sein Pferd belästigenden Stechfliegen, eher auf dem Hofe seines Freundes an, als ihm auch nur der Anfang seines zu haltenden Vortrags geläufig geworden war.

Vor seinem schlichten Herrenhause stand Gaschin. Er hatte die Hände in den Taschen eines leichten Jackets vergraben und überlegte, blaue Wolken aus den die Cigarre haltenden Lippen in die Luft stoßend, ob er zu den Heuern gehen oder sich solches in Anbetracht der tropischen Hitze schenken sollte. Von lautem Hufschlag aufmerksam gemacht, ließ er, die Augen mit der Rechten beschattend, seine Blicke verwundert auf dem Reiter haften. Sein Erstaunen wuchs, als er in diesem Brackenstein erkannte.

Doch als echter Pommer, der sich äußerlich durch nichts aus seiner Ruhe bringen läßt, führte er die Hand wieder in ihre alte Lage und ging langsam dem Ankommenden entgegen. Ein spöttisches Lächeln überflog seine Züge, als er des Gastes Kostüm gewahr geworden, welches weder dem Landleben, noch der Jahreszeit angepaßt erschien. Dann begann er, sich breit vor den sein Pferd Zügelnden hinstellend, das Gespräch mit der Frage:

„Sag' mal, Kerl, Dich plagt wohl der leibhaftige Böse, daß Du hier plötzlich aus fernem Süden in meinen Hof geritten kommst! Mensch, wie siehst Du denn eigentlich aus, warum hast Du nicht auch noch den Küraß umgeschnallt? Na, steige ab und komm in den Schatten, oder hast Du Lust, den Sonnenstich zu bekommen! —

Friedrich, nehmt dem Herrn Rittmeister das Pferd ab, aber jagt der Stute vorher die Bremsen vom Leibe, ehe ihr sie in den Stall bringt. —

Nun komm ins Haus und berichte, was Dich hergeführt. Hätte ich eine erwachsene Tochter, würde ich meinen, die Liebe! Da ich aber, meine Schnitter ausgenommen, seit vierzehn Tagen keinen Menschen gesehen und folglich auch nicht beleidigt haben kann, Du also mit keiner Pistolenforderung beauftragt sein wirst, so fehlt mir jede Erklärung Deines seltsamen Aufzuges! Sprich, Knappe, was willst Du, oder sag' an, geharnischter Ritter, wenn es Dir so besser gefällt, was treibt Dich bei 27 Grad Reaumur im Schatten in meinen bisher so friedlichen Wigwam?"

Allen diesen scherzend vorgebrachten Ergüssen lag dennoch ein leichter Ernst zu Grunde, denn Gaschin kannte Brackenstein zu genau, um nicht zu wissen, daß nur ein

außerordentliches Ereignis den Riesen zu diesem feierlichen Aufzug veranlassen konnte.

Doch da der festfundierte Grundherr seinen Besitz vor Augen und Weib und Kind geborgen im Garten wußte, so durfte er annehmen, daß der Freund wohl nur eine große Gefälligkeit von ihm verlangen werde. Aus diesem Grunde behielt er den scherzenden Ton bei und führte den Gast in das durch Marquisen und Portieren vor der Sonne geschützte Halbdunkel seines Zimmers. Dort öffnete er eins der unteren Fächer des Schreibtisches, umständlich ein Kistchen edler Havannas daraus entnehmend, und selbige mit feierlicher Grandezza dem Freiherrn präsentierend.

Dieser nahm, entzündete sie am hingehaltenen Streichholz und begann darauf, sich mehrere Male räuspernd, von seiner Reise, Nizza und den bevorstehenden Freuden der Hühnerjagd des Langen und Breiten zu reden.

Gaschin lehnte bequem mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem hochlehnigen Sessel und blickte nur dann und wann durch die seiner Cigarre entlockten Ringe auf den Freund. Sonst schien er nur noch Interesse für die seine Hängelampe umkreisenden Fliegen zu haben.

Als auf solche Weise wohl eine Viertelstunde ver-

gangen, ohne daß er auch nur das Geringste von irgend hervorragender Bedeutung zu hören bekommen hatte, unterbrach er den Freiherrn mit den Worten:

„Sag' mal, Brackenstein, im Falle Du nur hergekommen bist, mir das eben Gehörte zu erzählen, können wir wohl zu Taly in den Garten gehen und uns einen Kaffee einschenken lassen.

Sollte Dein Hiersein aber irgend einen anderen Grund haben, so thu mir den Gefallen und ziere Dich nicht, sondern denke daran, daß Dein Freund Gaschin vor Dir sitzt."

Erst stockend, dann allmählich in Zug kommend, begann nun Brackenstein dem ruhig weiter rauchenden Wirte seine Erlebnisse aus Nizza zu schildern.

Als er damit fertig, war auch Gaschin über sein Handeln mit sich im reinen. Ohne jegliche Erregung hub er an:

„Alter Junge, habe schönen Dank für Deinen beabsichtigten Freundschaftsdienst, aber ehrlich gestanden, hättest Du deshalb Deine Reise nicht unterbrechen sollen.

Was kann ich, oder was kann irgend ein Anderer in der Sache thun?

Einmal ist Bodo alt genug, um Herr seiner Handlungen zu sein, und dann, was ist damit bewiesen, daß Wera mit ihrem Reitknechte auf demselben Sacke gesessen! Thu mir also den Gefallen und rede nicht darüber, vor allem nicht zu meiner Frau.

Harzburgs werden ohnehin wohl im Laufe des Jahres herkommen, und da werde ich mir diese Frau Schwägerin einmal näher ansehen. — Und nun mache ein vergnügtes Gesicht und komme in den Garten. —"

Hiermit war die Unterredung beendet. Der ehrliche Rittmeister kam sich wieder einmal recht thöricht vor, daß er sich das alles nicht schon selber gesagt hatte; vergaß aber beim Anblick Talys rasch alle Bedenken und entschuldigte seine Uniform bei ihr mit einem noch zu unternehmenden Ritt nach Kolberg. —

Vier Wochen darauf fuhr das gräfliche Paar in Natalienhof vor und wurde von Gaschin höflich, von Taly mit hinreißender Herzlichkeit Willkommen geheißen.

Der ganze Zuschnitt im schwägerlichen Hause imponierte Wera sichtlich. Niemals hatte sie bisher das Walten einer edlen Frau aus eigener Anschauung kennen gelernt.

In Natalienhof war jede Stunde des Tages geregelt, und dennoch hatte keiner das Gefühl irgend eines Zwanges.

Während die Herren den Vormittag der Hühnersuche widmeten, zeigte Frau von Gaschin Wera den Park oder führte sie durch die von ihr selbst verwaltete Milchwirtschaft. Anfangs trug Wera hierbei silbergestickte Pantoffeln, welche bei jedem Schritte auf und nieder klappten, und fegte mit einer lang wallenden Schlafrockschleppe die Gänge und nicht immer ganz sauberen Dielen der Ökonomie-Räume. Die Folge davon war, daß sie an ihren seidenen Säumen recht sichtbare Spuren des Ausgangs mit ins Haus brachte. Um solches in der Zukunft zu vermeiden, raffte Wera ihre Schleppe hoch auf, doch ein zufälliges Zurückbleiben gewährte Frau von Gaschin eine so weit gehende Aussicht auf die intimsten Bekleidungsverhältnisse der schwägerlichen Beine, daß sie dieser scheinbar scherzend den Vorschlag machte, ihre Morgentoilette den Gewohnheiten des Landlebens anzupassen.

Es war geradezu wunderbar, welch' guten Einfluß das natürliche, aber durchaus herzliche Benehmen Talys auf Wera ausübte. —

Zehn Minuten vor vier Uhr erklang das Tam-Tam im kühlen Treppenflur des Gaschinschen Hauses, und

bald darauf stand Taly im Kreise der Ihren mit gefalteten Händen hinterm Stuhl, um das Tischgebet zu sprechen. Reicher Seelenfrieden spiegelte sich auf den durchgeisteten Zügen der schönen Frau, welche ihrem Gaschin die vollkommenste Gattin, dem kleinen Bodo eine sorgsam-zärtliche Mutter, ihren Gästen die anmutigste Wirtin und dem gesamten Gesinde ein leuchtendes Vorbild eines christlich denkenden, echt deutschen Weibes abgab. Mochte Taly thun und anfassen, was sie wollte, immer lag ein unbeschreiblicher Zauber auf ihrem ganzen Wesen, vor dem selbst Wera jeder Leichtfertigkeit entsagte. —

Einem schillernden Schmetterling gleich, war Gabriele Brackenstein schon mehrere Male mit ihren weißen Ponys angeflattert gekommen. Das erste Mal wurden ihr Harzburgs vorgestellt, sie hatte ihren formvollendetsten Kurknix vollzogen und war dann zu Taly geeilt, um ihr glühendes Köpfchen an deren Brust zu bergen. Diese hatte ihres Lieblings braune Flechten geküßt, und diesen selbst zärtlich an ihre Brust gezogen, ohne sich die Erregung der ihr noch ganz als Kind erscheinenden Freundin erklären zu können.

Von jenem Tage an war Fräulein von Brackenstein fast täglich gekommen und hatte still zu Frau von Gaschins

Füßen gesessen. Diese selbst wunderte sich über das Benehmen der sonst so anmutigen und durchaus nicht verlegenen Nachbarstochter und that auch einst ihrem Bruder gegenüber hierüber Erwähnung, dabei einfließen lassend, daß sie dereinst im stillen gehofft, Bodo werde sich Gabriele zur Herrin der Harzburg erwählen. Doch gleich darauf war Taly das leichthin gesprochene Wort leid geworden, vor allem, als sie sah, welch furchtbare Wirkung es auf seinem bleichen Antlitz hervorgebracht hatte. Ohne Besinnen eilte sie auf ihn zu und schloß den Bruder lange und innig in ihre Arme, dabei seine Augen mit Küssen bedeckend.

Heiße, schwere Zähren entrannen langsam den müden Augen des Grafen. Zum erstenmal wurde Frau von Gaschin gewahr, in welch entsetzlichem Seelenzustand sich der Bruder befand. Und in jenem Moment erst erkannte sie deutlich, eine wie gewaltige Änderung in seinem Aussehen sich vollzogen hatte.

Voll innigen Mitleids führte sie den über alles Geliebten zum Sofa, dort wohl Thränen und Kosenamen, doch keinen Trost für sein bedrücktes Gemüt findend.

XIV.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, Du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal!“

Gabriele Brackenstein rief diesen Heineschen Meeresgruß vom Rücken ihres zierlichen Arabers den rauschenden Wogen der Ostsee zu.

An der guten, der alten, an der jetzt wällelosen, aber immer noch gleich getreuen Stadt Kolberg vorüber, war sie mit Graf Harzburg, von Natalienhof kommend, getrabt und erwartete nun, in die von prächtigen Baumriesen gebildete Allee des Parkes einbiegend, am Solbade das Eintreffen unserer Bekannten, welche in Rücksicht auf Taly Gaschin ihnen nicht so schnell gefolgt waren.

Am still und freundlich gelegenen Musentempel lenkten die Reiter ihre Pferde jener Hauptstraße zu, die,

vorm Seewind durch harzduftende Tannenwaldungen geschützt, die Münde vom Bahnhof nach der Persante durchschneidet. Liebliche Gärten vor hellgestrichenen, weinumrankten Häusern reihen sich aneinander und werden in der Mitte durch das Kurhaus unterbrochen, an welches sich die Trinkhalle, der Musiktempel und zahlreiche Kaufbuden nach dem Stege zu anschließen.

In den Ställen des geräumigen Hofes stellte Harzburg die Pferde ein und reichte Fräulein von Brackenstein den Arm, um sie zu den Moolen zu geleiten.

Während wenige Schritte aufwärts das gewaltig tobende Meer schaumflockige Sturzwellen in rascher Folge gegen die den Hafen schützenden Steindämme warf, lagen auf der Persante getreidebeladene Schiffe, ihren Beruf nachgehende Taucherkähne, netzebehangene Fischernachen und bewimpelte Boote, in denen junge Burschen sich zu Lustfahrten anboten, friedlich bei einander.

An der Lotsenstation lehnten wetterharte Seemannsgestalten und hielten die Augen fest gen Norden gerichtet, wo, nur ihren geübten Augen erkenntlich, ein einzig Grau-Wölkchen das Herannahen des Stettiner Dampfers bezeichnete.

An sie trat der Graf mit der Frage heran, ob das

Schiff heute einlaufen werde. Eine der Teerjacken schob die kurze Stummelpfeife in den anderen Mundwinkel und erwiderte:

„Wenn Passagiere aussteigen wollen, wird es wohl anlegen!“

Immer deutlicher zeigte sich jetzt ein kleiner Punkt, der mit rasender Hast näher kam; bald ward ein Schornstein sichtbar, welcher seine dicken Rauchstreifen dem Sturme entgegenstieß. Am Leuchtturm wurden Signale gewechselt. Langsam und schwerfällig traten vier im Kampf mit dem ihnen vertrauten Element ergraute Männer in wasserdichten Röcken aus dem Hause, zogen die Sturmriemen fester unters Kinn, schoben das seetüchtigste Lotsenboot heraus und griffen zu Steuer und Ruder, um mit kräftigen Riemenzügen einen neuen Kampf gegen Wind und Wellen zu wagen.

Das Einlaufen in die Persante bei Sturm zu erzwingen, ist ein gar gefährliches Wagnis.

In Folge der kriegerischen Wichtigkeit des Platzes, wird wohl niemals eine Änderung in der Anlage der Einfahrt vorgenommen werden! Manch feste Plankenwand barst schon gleich dünnem Glase beim jähen Anprall gegen die eingerammten Pflöcke dieser schmalen Gasse.

Nicht lange ist es her, daß ein mächtiger Kauffahrer hier rettungslos versank; heute bezeichnet nur noch eine schwimmende Tonne warnend den Schiffern jene Stelle, wo er zum letztenmale gesehen ward.

Graf Harzburg, welcher vorher noch nie auf der Münde der hochberühmten Pommerstadt weilte, drückte seiner Begleiterin die Befürchtung aus, daß dem Schiffe hier schwere Gefahr drohen müsse. Doch Gabriele war mit dem Meer ihrer Heimat allzu vertraut, als daß sie nicht sicher gewußt, durch wie ganz andere Wellen hindurch der brave Lotsen-Kommandant manch schon takellos gewordenes Schiff sicher in den Hafen geleitet hatte.

Doch ob sie das Zischen und Branden, das Brausen und Wogen ihrer Ostsee schon so manches Mal mit angesehen hatte, immer wieder bemächtigte sich ihrer ein gleich großes, mächtig erhabenes Empfinden.

Vom wilden Naturspiel berauscht, ließ sie ihre strahlenden Augen über die unendliche Wasserfläche gleiten, während ihre stürmisch wallende Brust das völlige Aufgehen in der großartigen Natur deutlich verriet.

Mit Staunen sah Harzburg auf das jetzt wahrhaft königlich anzuschauende Weib, deren schlanke Cypressengestalt, vom blauen Reitkleid eng umrahmt, sich der Ge-

walt des Sturmes kühn entgegenlehnte. Ihre die Gerte haltende schmale Rechte schützte den schwarzen Cylinder vor dem Hinabreißen gegen den Wind, während ihre leicht geöffneten Rosenlippen, die eine Doppelreihe elfenbeinfarbiger Perlenzähne wiesen, nicht genug des köstlich erfrischenden, wasserhaltigen Orkanes aufzusaugen vermochten.

Träumerisch-süß, im allgewaltigen Empfinden verloren, stand das junge Weib vor dem Grafen, welcher seine Augen nicht abwenden konnte von dem lieblichen Bilde. Die Worte seiner Schwester flammten hell vor ihm auf.

Ja, das war die Frau, die zu erringen es sich verlohnte, Welten zu stürzen!

Nicht langsam und allmählich, sondern jäh und allgewaltig — wie eine große, echte Leidenschaft in das Leben ganzer Männer tritt — war das Erkennen in Harzburg aufgetaucht, daß er Gabriele erringen — oder untergehen müsse.

Weiter wogten die Fluten gegen den festgefügten Wall, Mövenzüge umflatterten laut schreiend den Leuchtturm der Münde, der Sohn eines der ältesten Geschlechter der preußischen Monarchie richtete sich im allgewaltigen Er-

kennen seiner bisher unwürdigen Lebenslage gegen den ihn umbrausenden Sturm auf, und rief, das Branden der Wogen übertönend:

„Sei mir gegrüßt, Du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimat rauscht mir Dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern.
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun strahlt mir plötzlich der Frühling entgegen!"

Sonnigen Glückes in den strahlenden Augen, wandte Gabriele dem begeisterten Manne ihr Antlitz zu, streckte ihm, hingerissen vom erhabenen Moment, die zarten, kleinen Hände entgegen und blickte mit ihrem süßen, blassen Kindergesicht mitleids- und vertrauensvoll ihn an.

Aus diesem einzigen Blick erkannte Harzburgs aufjauchzende Seele, daß die edle Tochter des alten Pommerlandes ihn nicht verachte, sondern tief verborgen im Herzen eine ihm alles verheißende Liebe trage.

Wera und Gaschins waren hinzugetreten und alle richteten jetzt ihre Aufmerksamkeit auf den Dampfer, der Hans Brackenstein zur Heimat tragen sollte.

Einem feurigen Schlachtroß gleich bäumte sich das Schiff empor, stand einen Moment fast senkrecht auf einer

ansteigenden Welle, um gleich darauf schier rettungslos in dem weißen Gischt zu verschwinden. Doch die eiserne Faust des sein Meer kennenden Lotsen lenkte es sicher an den drohenden Klippen vorüber. Eine mächtige Sturzwelle benutzend, schoß der Dampfer unter dem Hurra der an den Ufern versammelten Menge auf dem stillen, einem Silberstreifen gleichenden Wasser der Persante dahin. Die Anker rasselten, am Schnabel wurde die Schiffswand zurückgeschoben, eine Landungstreppe angelegt und bleichen Antlitzes trat als einer der ersten Hans Brackenstein seinen Verwandten entgegen.

XV.

Frau von Gaschin zog es nach einem bei Kurnatowsky eingenommenen Diner vor, den aus Wendenfels Herrn von Brackenstein entgegengeschickten Wagen zu benutzen. Gabriele, welche um jeden Preis ein ferneres Alleinsein mit Bodo Harzburg für heute vermeiden wollte, schloß sich ihr an, und schließlich einigten sich der Rittmeister mit Gaschin dahin, daß Hans des letzteren Pferd bestieg, während Talys Gatte den Rücksitz den Damen gegenüber einnahm. Bald war der Wagen den Blicken der Schrittreitenden entschwunden. Wera ritt zwischen ihrem Gatten und Hans Brackenstein, da jedoch der in der Gegend kundige Kürassier einen näheren Feldweg zur Benutzung vorschlug, ließ Harzburg die beiden voraus. Doch hiermit schien sein dem Stalle und den Genossen feurig nachdrängendes Pferd nicht einverstanden

zu sein, denn ungeachtet der weichzügelnden Faust seines Herrn ließ es sich nicht aus den zackelnden Bewegungen in eine ruhige Gangart versetzen.

Auf die Dauer wurde dieses dem über eine entscheidende Lösung seiner Zukunft Nachgrübelnden unerträglich, er parierte das Tier zum Schritt, ließ es einige Volten ausführen und brachte auf solche Art die Raschtrabenden aus seinem Gesichtskreis.

Dem sich öfters umschauenden Kürassier schien aber an einem Alleinsein mit Wera durchaus nichts gelegen zu sein. Schon begann er seinen Tausch mit Gaschin zu bereuen, denn unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, daß die seit seiner Ankunft im Hafen in völliges Schweigen versunkene Frau die Gelegenheit zu einer Aussprache benutzen werde.

Unvermittelt stellte Wera Harzburg denn auch die Frage an den Zeugen ihres nächtlichen Abenteuers in Nizza:

„Herr von Brackenstein, was haben Sie sich in jener Nacht gedacht, als Sie mich mit dem Josef im Stalle sahen?“

Wohl rauschte der Wind geheimnisvoll in den Kronen der Buchen und machte Blatt auf Blatt hinunterfallen,

wohl stiegen die Lerchen noch einmal jubilierend zur Höhe, um gleich darauf lautlos auf öde Stoppel hinunterzuschießen und sich dort das Nest zur Nacht zu bereiten, wohl drang ein schmerzliches Ächzen von den Stämmen und Ästen aus dem den Weg auf einer Seite einsäumenden Holze hervor, auch gespenstige Nebelschatten senkten sich langsam über Wald und Fluren und zeigten den Blicken der einsamen Reiter phantastische Nebelgestalten, doch aus des Riesen Munde erfolgte keine Antwort.

Dem ehrlichen Freiherrn war zu Mute, als würde er die größte Dummheit seines Lebens sagen, that er überhaupt den Mund auf, deshalb sah er seine Nachbarin nur hilfeheischend an und — schwieg.

„Nun denn, keine Antwort ist auch eine! Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr von Brackenstein. Sie sind Offizier und haben sich ritterlich benommen, als Sie Ihr Geheimnis für sich behielten!“

Dunkle Röte bedeckte des Riesen Gesicht bei diesen Worten. Schon wollte er etwas entgegnen, doch Wera fuhr fort:

„Da ich aber annehme, daß Sie in mir eine Verworfene sehen, daß Sie mich für ein ehr- und pflicht-

vergessenes Weib halten, so will ich Ihnen wenigstens erzählen, wie das alles gekommen.

Bitte hören Sie mich ruhig an und wenn es Ihnen später einmal gut dünkt, so machen Sie ungeniert von dem Gehörten Gebrauch.

Was ich jetzt erzählen will, beabsichtigte ich schon lange Frau von Gaschin zu sagen, doch ich kann es nicht!

Ich bin nie mit Frauen vertraut gewesen und habe das Gefühl, als ob sie mich nicht verstehen würden — und diese hochgeborne, nie im Kampf des Lebens gewesene Schwester Bodos vor allen nicht. So sehr ich auch von ihrer Güte gegen mich entzückt war, heute las ich zum ersten Male den Wunsch in ihren Augen, daß ich ihren Bruder freigeben sollte.

Ha, Ihr glaubt wohl, Ihr edlen Geschlechter, Ihr hättet das feine Empfinden in Erbpacht! Längst weiß ich, daß ich Talys wegen nur hier geduldet, daß mein Mann nicht einmal bei seiner eigenen Mutter es durchzusetzen vermochte, daß diese ahnenstolze Frau mich empfange. Ich habe doch wahrhaftig Euren Freund nicht gebeten, mich zur Gräfin Harzburg zu machen. Wenn er es that, so mußte er wissen, wie er seine Frau zu schützen habe.

Doch genug davon! Hören Sie meine Vergangenheit und beurteilen Sie danach, ob ich recht thue, wenn ich mit der Gegenwart breche, um mir eine neue Zukunft anzubahnen.

Eine wahre Kindheit habe ich nie gekannt. Meinen Vater nie gesehen. Meine Mutter war, seit ich mich ihrer zu erinnern vermag, ein armes, bleiches Weib, welches unter Sorgen und Thränen die oft schweren Arbeiten verrichtete, welche man ihr halb aus Gewohnheit, halb aus Gutmütigkeit zuwandte. Erst später habe ich erfahren, daß ihr Verführer sie im Stich gelassen und daß sie seit meiner Geburt nie mehr hat auftreten können. Ein unheilbares Leiden verhinderte sie daran. Doch da sie ohne Heimat und Freunde, schleppte man sie und ihr Kind als eine überflüssige Last mit sich. So wuchs ich heran, wurde groß, stark und zur kühnsten Reiterin unseres Cirkus.

Alle Menschen sagten mir, daß ich schön sei. Doch meine Mutter hatte mir als einzige Erbschaft ihre Lebensgeschichte hinterlassen. — Ich verachtete die Männer und deshalb wurde mir keiner gefährlich.

Allmählich erhielt ich eine hohe Gage. Leicht, wie ich es gewann, schleuderte ich das Geld wieder fort. Was lag mir daran.

Im prachtvollen Kleide auf einem edlen Pferde allabendlich den Beifall der Menge, den Glanz der auf mich gerichteten Augen, das Strahlen der Kerzen, die rauschende Musik einatmen und dann den Abend im Kreise fröhlicher, nur der Stunde lebender und sie bis zur Neige auskostender Menschen verbringen zu dürfen, erschien und erscheint mir auch heute wieder für einen herrlicheren Beruf, als mich gleich einer sogenannten ehrbaren Frau mit Kinderwiegen und salbungsvollen Verhaltungsmaßregeln von dem im eigenen Heim immer so unendlich gesetzten Gatten für meinen Anteil an den Freuden dieser Welt abfinden zu lassen. Ja, wenn ich mit neunzackiger Krone über der Wiege geboren wäre, wenn ich von der Natur dahingesetzt, wohin mich mein Sehnen und Hoffen zeitlebens gezogen — zur auserwählten, genießenden Klasse — vielleicht wäre ich anders geworden!

So aber — doch, reden wir nicht davon!

Ich trat in Direktor Tirallas Gesellschaft, erhielt die höchste Gage, die seit langem einer Reiterin gezahlt. Alle Welt schmeichelte mir und so wunderte ich mich nicht, als mir mein Prinzipal die Hand bot.

Ich nahm sie an.

Bald mußte ich erkennen, daß er mich der Ersparnis

wegen zur Gattin erwählt. Doch damit nicht genug, mißhandelte mich der Mann. Er hat mich geschlagen. Hier, am Halse und hier, die Narbe an der Stirn, brennende Spuren brutaler Künstlerliebe sind sie mir. Mein einziger Freund war der Josef.

Einst Offizier, hatte er als Sohn einer armen Wittwe längere Zeit gedarbt. Hatte die Mutter noch von der kargen Gage unterstützt. Dann war ihm ein Mädchen so begehrenswert erschienen, daß er sich in ihres reichen Vaters Hause hatte einführen lassen. Sie hatte mit ihm gespielt, und er das Spiel ernsthaft genommen. — Sprechen Sie mit meinem Vater! — Und er war gekommen. — Und die geldprotzige, nach Tüten riechende Kaufmannsseele hatte gelacht und gefragt, ob er denn eine Frau ernähren könne.

Und der Josef war gegangen. Hatte das Schwert hohnlachend übers Knie gebogen, so daß es mitten durchgesprungen.

Ihn ekelte das Leben an, da er aber eine überaus ernste Auffassung davon hatte, war er bei uns Clown geworden. Seine, der Mutter zu Liebe gemachten Späße füllten die Galerien unseres Cirkus. Oft sah ich ihn traurig dastehen, während das Haus noch von den Lach-

salven erdröhnte, welche die Komik Josefs — das ist natürlich nur sein angenommener Name — hervorgezaubert hatte.

Allmählich wurde er mein Freund, mein Berater. Einst schützte er mich vor dem Wutausbruch Tirallas. Ihm wurde sofortige Entlassnng — mir nur schlechtere Behandlung zu teil. Wäre ich nicht die Wera gewesen, Tiralla hätte mich gleich einer Dirne davongejagt. So aber mußte ich bleiben. Vergebens war, daß ich mich zu wehren suchte. Wo auf dieser Welt vermöchte ein schutzloses Weib gegen Männer anzukämpfen!

Mein Verhältnis zum Gatten wurde immer unerträglicher.

Da trat Graf Harzburg in meinen Gesichtskreis. Ich glaubte, er wäre der rechte Mann, der mir vom Schicksal beschiedene Retter. Sein edler Freimut, sein kühnes Auge schienen mir genügende Gewähr für ein dauerndes Glück zu bieten. Doch ich kannte diese Welt nicht!

Vielleicht habe ich mich selbst gegen ihn versündigt, als ich sein vor dem Urteil der Standesgenossen zurückschreckendes, mir feige dünkendes Benehmen mit absichtlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit vergalt.

Doch darüber ist leicht richten.

Ich hatte plötzlich Geld gewonnen, und der Josef war in meine Dienste getreten. Beides war ein Zufall. —

Dem jetzigen Zustand will ich ein Ende bereiten. Josef ist seit acht Tagen in Kolberg. Schon zweimal habe ich ihn gesprochen. — Auf Sie, Herr von Brackenstein, hat er einen wilden Haß geworfen. Ich weiß nicht, was zwischen Ihnen vorgegangen. Hüten sie sich vor ihm. Ob ich ihn liebe?

Nein!

Doch ich hoffe, mit ihm besser auszukommen, als mit meinen ersten beiden Männern.

Und nun noch eins. Was auch geschehen mag, sorgen Sie dafür, Herr von Brackenstein, daß man nicht schlechter von der Wera spreche, als nötig ist."

Tief gerührt von dem Vernommenen, reichte der reckenhafte Panzerreiter die große Rechte der Frau an seiner Linken hinüber und versuchte sein ganzes, ihn heiß übermannendes Gefühl in einen langen, kräftigen Handdruck hineinzulegen.

In aller Früh' des kommenden Morgens stand Hans Brackenstein vor seinem Vater, diesen bittend, einmal recht tief in den Geldschrank zu greifen und daraus hervorzuholen, was ihm irgend entbehrlich sei.

Der alte Freiherr versuchte Ausflüchte, gab vor, noch kein Getreide verkauft, nicht einmal das Wollgeld erhalten zu haben. Schließlich aber ließ er sich doch noch bewegen und zählte zehn preußische Konsols à 1000 Mark auf den Tisch.

Die Scheine auf der Brust, warf sich der Rittmeister auf ein Pferd und trabte mit dem frohen Vollgefühl einer zu begehenden guten That in den trüben Herbstnebel hinein.

XVI.

Ein Tag nur war im Leben Bodo Harzburgs dahingegangen, und dennoch, welch' unendlichen Wandel hatte er in der gestern noch hochaufjauchzenden Stimmung dieses Mannes geschaffen.

Noch am Abend der Rückkehr aus Kolberg war er ins Zimmer des Schwagers getreten, hatte dort Gaschin in wahrhaft mitleiderregender Weise sein Leben seit dem Weggange aus Hetzstein geschildert, ihm die völlige Unmöglichkeit vorgestellt, ferner an Weras Seite die Zukunft ertragen zu können und schließlich mit hinreißender Begeisterung von einem erträumten Glück mit Gabriele Brackenstein geredet und dann damit geendigt, daß Gaschin die Sache in die Hand nehmen und eine Scheidung von seiner Frau herbeiführen sollte.

Der zielbewußten Lebensauffassung des pommerschen Grundherrn widerstrebte jedoch das Hinundherschwanken in der Gemütsstimmung Harzburgs und deshalb verweigerte er ganz entschieden, irgend etwas in der Angelegenheit zu unternehmen. Abgesehen, daß es seinem edelmännischen Denken unmöglich vorkam, einem Gast seines Hauses mit derartigen Vorschlägen entgegenzutreten, glaubte er auch den einzigen einschlagenden Gesetzesparagraphen: „unüberwindliche gegenseitige Abneigung," ohne Weras freiwillige Einwilligung undurchführbar.

Doch schließlich erbat er sich bis morgen früh Bedenkzeit, um noch einmal mit Taly die ganze Angelegenheit in Ruhe zu durchsprechen. —

Der Morgen kam und führte die Geschwister am Kaffeetisch zusammen.

Voll innigen Mitleids drückte die edle Hausfrau den geliebten Bruder ans Herz. Doch dann trat das rein weibliche in ihrem hoheitsvollen Denken an die Stelle der Schwesternliebe, und voll und ganz nahm sie für Wera Partei.

In zärtlich trauter Weise führte sie Bodo sein Betragen vor Augen, erinnerte ihn an die Stunde in der Harzburg, in welcher er ihr versprochen, was auch immer

kommen mag, seiner Frau solches nicht entgelten zu lassen, und beschwor ihn endlich, nun auch geduldig in christlicher Demut die mannigfachen Anfechtungen hinzunehmen, welche ihm das Schicksal aufgespart habe, denn er allein habe es doch so gewollt.

Dann lenkte sie das Gespräch auf Gabriele und versuchte dem Bruder auszureden, daß dieses, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen ihn lieben könne.

„Ihr Männer seid immer gleich zur Hand, wenn es gilt, einen vielleicht absichtslos von uns Frauen hingeworfenen Blick für Euch günstig zu deuten! Wie sollte dieses unerfahrene Kind nur dazu gelangt sein, sich als Weras Nachfolgerin nach Deiner Hand zu sehnen!

Es ist ja möglich, daß ihr der ehrliche Hans in seiner Gutmütigkeit einmal davon gesprochen, für wie unglücklich er Dich halte, und die Erinnerung hieran ließ ihr Auge mitleidsvoll auf Dir ruhen! Anders kann ich mir jedenfalls das geschilderte Benehmen Gabrielens nicht deuten!"

Solchen Vernunftgründen vermochte die im Verlaufe der schlaflos verbrachten Nacht schon einigermaßen in Zweifel verfallene, glühende, erste Begeisterung des Grafen nicht stand zu halten.

In die nackte, trostlose Wirklichkeit zurückversetzt, fühlte er drückender denn je zuvor die unlösbaren Fesseln, welche seine Person an Wera ketteten. —

Nach alter Reitergewohnheit suchte er durch körperliche Bewegung sich das zu erjagen, was ihm die eigene Brust versagte:

„Ruhe und Frieden.“

Über öde Felder, so daß die glockenbehangenen Schafherden in angstvoller Hast sich um ihre Leithammel drängten, und die Hirten dem wilden Reiter kopfschüttelnd nachblickten, über Gräben und Hecken hinweg, stürmte der sehnige Renner dem Walde entgegen.

Auf keuchendem Pferde gelangte Graf Harzburg schließlich zu jener Höhe, von welcher der Kirchturm Kolbergs zu erblicken ist.

Zur Münde wollte er, um noch einmal an jener Stelle zu weilen, auf der Gabrielens Blick verheißungsvoll ihm neues, doch ach nur so kurzes Frühlingshoffen verkündet hatte. —

Doch, träumte er denn?

War das dasselbe Meer, welches noch vor wenigen Stunden brandende Schaumwogen in wilder Empörung

über den Steindamm geschleudert hatte? War es dieselbe Mole, auf der Gabriele mit ihm inmitten weißflockigen, zischenden Gischtes gestanden hatte?

Tod, einsam und grau, gleich dem eignen Leben, erschien ihm heute die Ostsee, mitsamt ihrem wellenlosen, menschenverlassenen Strande. Düster, wie seinen Augen der von bleiernen Wolkenschleiern umhüllte Himmel, zeigte sich seinen nach Innen gerichteten Gedanken das nun erst beginnende, endlose Elend seines Lebens.

Ohne eine andere Liebe im Herzen, war ihm bisher schon das Wandeln an Weras Seite zu unaussprechlicher Qual geworden.

Mit der Gewißheit aber, sich eine Gabriele Bracken-stein für ewig verscherzt zu haben, vermochte er sich keine Zukunft zu denken.

Jetzt erst erkannte er deutlich die ganze, unaussprech-liche Größe seines jammervollen Daseins.

Gleich einem Schiffbrüchigen, den das grollende Meer hinausgeschleudert, und welcher, nun am öden, kahlen Strande liegend, sein eigenes nutzloses Dasein mit der endlosen Wasserwüste vergleichen muß, kam Harzburg sich vor.

Kummer, Elend, Schande und Verzweiflung bot ihm die Wirklichkeit. Und dennoch umgaukelten den aufseufzenden Mann immer noch qualvolle Trugbilder. Der Fata-Morgana gleich lockten ihn süße Nebelgestalten, aus deren Mitte Gabrielens lieblicher Schwanenleib sich nur zu deutlich abhob.

Und dazu erklang vom nahen Eichenwalde ein Rauschen und Flüstern aus den Zweigen und Ästen, wie wenn die stolzen, deutschen Riesen dem Trauernden ihr Mitleid bezeugen wollten.

Auch ein schmerzliches Mahnen langsam absterbender Natur mischte sich in das bange Windeswehen und schüttelte, eisigem Frostschauer gleich, das todesmüde Gemüt des Grafen.

Vorüber ist alles: Glück, Hoffen und Liebe, murmelten dem gebrochenen Manne die Wogen zu, als er langsam am Strande entlang schlich. —

XVII.

Im Restaurant Neumann ging es heute etwas laut her. Offiziere der Garnison reihten sich in harmonischer Eintracht mit Besitzern der Gegend und Herren aus der Stadt um den langen Stammtisch. Wie alltäglich, so hatten sie sich auch an jenem Morgen zum Frühschoppen hier versammelt; — da war der greise Kommandantur-Feldwebel hereingestürzt, um der aufhorchenden Runde die frohe Kunde vom Siege bei Slivnitza zu verlesen.

Die Seidel waren bald von neuem mit schäumendem Gerstensaft gefüllt und wurden nun unter stürmischem Jubel auf das Wohl des Siegers und seiner jungen Armee geleert.

Der edle Sproß des hessischen Fürstenhauses, der tapfere Helden-Herzog Alexander, welcher für seine Bul-

garen das schneidige Schwert gezogen, um den übermächtigen Nachbarn zu weisen, daß ein ehemaliger Gardes du Korps Kaiser Wilhelms tausendmal eher einen ruhmvollen Soldatentod zu sterben bereit ist, als daß er sich dazu hergebe, Sklavenketten, selbst wenn sie faustdick vergoldet, zu tragen.

Des kühnen Fürsten persönlicher Mut, sein hehres Vorbild und das aus Preußens Reihen mitgebrachte hohe militärische Pflichtgefühl, welches ihn dazu bewogen, den Niedrigsten seiner halbwilden Krieger gleich, auf harter, eisiger Erde zu kampieren, der Erste im Ertragen von Strapazen, der Vorderste im wogenden Kampfesgewühl zu sein, hatte Wunder erzeugt.

Bulgariens kleine Armee zeigte sich der Auszeichnung wert, einen solchen ganzen Mann zum Heerführer zu haben.

Millionen echter Deutscher gleich, atmeten die bei Neumann versammelten Herren erleichtert auf, da ihnen solche frohe Botschaft wurde. Ihre für den Landsmann warm schlagenden, für den ehemaligen Kameraden sympathisch fühlenden Herzen glühten in lodernder Begeisterung auf, als ihnen von einem der tapfersten Helden des deutsch-französischen Krieges, welcher auf der Münde der alten, treuen, der immer bewährten, der schönen und guten

Stadt Kolberg der wohlverdienten Ruhe pflegte, der Vorschlag gemacht wurde, auf den ehemaligen Träger des adlergeschmückten, preußischen Stahlhelms und des schwarzen, das altbrandenburger Wappen weisenden Harnisches die Gläser zu leeren.

Und keiner von allen stürzte das sämige Naß des bauchigen Maßkrugs mit größerer Schnelligkeit hinunter, als Brackenstein, der mächtige Panzerreiter.

Der Kouleur zu Liebe, und im Hochgefühl einer soeben vollbrachten, echt ritterlichen That, ließ der Kürassier sich das treffliche Münchner Gebräu gar herrlich munden.

Gleich nach seinem Eintreffen in Kolberg hatte er Josef aufgesucht und ihn schließlich in einem höchst gelegenen Zimmer des Aktien-Hotels gefunden.

Ohne langes Zögern streckte der alte Hans dem einst so hart Gezüchtigten die Hand entgegen und bat ihn um Verzeihung. Als ihm diese mit lauernden Wutblicken verweigert wurde, erklärte er sich bereit, dem einstigen Kameraden jegliche verlangte Genugthuung zu geben.

Der mehr unglückliche und verbitterte, als bösartig angelegte Mann war ob solch ihm bisher niemals ent-

gegengetretener Denkungsart tief erschüttert. Wehmütig erinnerte er sich jener Zeiten, in denen sein Handeln auch noch von ritterlichem Denken geleitet wurde.

Langsam wich sein Haß und machte einer unendlichen Weichheit Platz. Not und Entbehrung waren es gewesen, die ihn am besseren Ich und der eignen Kraft verzagen ließen. Der furchtbare Kampf ums trockne Brot hatte allmählich sein Lebensmark zernagt und ihn zu dem gemacht, wozu er jetzt geworden: ein abenteuernder, fahrender Geselle, ohne Heimat, Stand und — Ehre. Fast ängstlich zögernd trat der Rittmeister mit der Bitte hervor, die mitgebrachten Papiere zur Gründung einer neuen Lebensstellung anzunehmen. Tief gerührt dankte der Heruntergekommene seinem bisherigen Todfeinde die reiche Gabe und versprach, von stund an ein neues Leben zu beginnen und jegliche Beziehung zu Wera aufzugeben. In fernen Landen wollte Josef versuchen, sich Glück und Stern zu erringen. —

Das Gedenken daran, Alexanders Sieg und das schwere Bier versetzten den Kürassier in eine beseligende Stimmung. Sich schwer in den Bügel stemmend, gelangte er, nicht ganz ohne Hilfe der ihm das Geleit gebenden einheimischen Herren, in den Sattel, in dem er,

eins seiner Lieblingslieder trällernd, sich der väterlichen Scholle zutragen ließ.

Ein harter Trab auf der Chaussee veranlaßte ihn sich umzusehen. Graf Harzburg war's, der Brackenstein eingeholt.

Der zum Fabulieren aufgelegte Freiherr verkündete der Reihe nach dem neben ihm reitenden Freunde seine Historien, ohne daran zu denken, daß die Erwähnung Josefs ganz absonderliche Gedanken in Weras Gatten hervorrufen mußte.

Doch erst bei den Thaten des siegreichen Bulgariers fing Harzburg an aufzuhorchen.

Plötzlich erhellte sich sein Gesicht. Eine Idee, abenteuerlich, doch nicht ganz vereinzelt dastehend, war in ihm aufgetaucht.

Er wollte nach Sofia, um sein Schwert der guten Sache zu weihen.

In überstürzender Eile teilte er seinen Entschluß dem Kürassier mit, bat ihn, seine Schwester herzlich zu grüßen, und sprengte dann in wilder Karriere davon.

Kopfschüttelnd berichtete der zur Mittagsstunde in Wendenfels anlangende Brackenstein seine Mähren und

richtete pflichtschuldigst seinem Sonnenstrahl später den Gruß Bodos aus. —

Hals über Kopf, ohne auch nur auf Talys Bitten und Gaschins Vernunftgründe zu hören, fuhr Harzburg noch am selben Abend in der Richtung gen Wien ab. Dort equipierte er sich und langte nach endloser, mühseliger Fahrt auf dem Kriegsschauplatz in jenem Moment an, als die Mächte den kleinen Störenfrieden geboten, nun genug des grausamen Spiels sein zu lassen.

Zum Unglück war Harzburg nicht der Erste, welcher seinen Degen der guten Sache hatte weihen wollen. Manch schneidiges Schwert, dessen Besitzer die weite Reise nicht gescheut, mußte ungenützt in der Scheide weiter rosten. Vielen kriegslustigen, alten Soldaten ist es beschieden gewesen, bei ihrer Ankunft im Lager der siegreichen Bulgaren, anstatt froh gewährte Anstellung, nur leisen Spott zu finden.

Was sollte die tapfere Armee mit Führern, die weder ihre Sprache, noch Sitten, noch Gefechtsweise kannten. Zudem war der Fürst schon nach einem weit entlegenen Kampfesfeld abgereist, und der Krieg, nach Aussage der zahlreich eingetroffenen Ärzte, beendet.

Ringsum in dem weiten Weltall herrschte Friede.

Nirgends war eine Wahlstatt, auf der ein lebensmüder Soldat auf anständige Weise von diesem Dasein befreit werden konnte.

Wie mit so ganz anderen Empfindungen sah Graf Harzburg sein Vorhaben nun plötzlich an, da er, allerhand mit sich und der Welt zerfallenen Existenzen gleich und auf eine Stufe gestellt, nur mißtrauischen Blicken begegnete. Was ging der verabschiedete preußische Offizier den Bulgaren an.

Ein früher hessischer Geistlicher, welcher sich außerordentlicher Beliebtheit bei seinem Herrscher erfreute, gab dem Grafen den wohlgemeinten Rat, still wieder nach Hause zu reisen, da der Fürst aus politischen Gründen es vermeide, Offiziere fremder Mächte jetzt anzustellen. Dieselbe Auskunft wurde ihm vom fürstlichen Flügeladjutanten, an welchen er sich schriftlich gewandt. Dieser, ein ehemaliger Gardes du Korps, erklärte rundweg, daß sein Herr den Grafen nicht einmal in jener Angelegenheit empfangen wolle, da er mit derartigen Anträgen förmlich überschwemmt werde.

Allmählich tauchte denn auch in Harzburg das Erkennen auf, daß es sich, trotz Weras, in seiner Harzburg immer noch besser leben lasse, als mit diesem etwas

rauhen Volke im noch wenig von der Kultur beleckten Lande. Achtung und Ehre vermochte ein Fremdling hier sich noch viel weniger zu erringen, als irgend wo anders. Und weiter hatte seine Reise doch eigentlich keinen Zweck gehabt.

Dann kam noch hinzu, daß der deutsche Vertreter in Sofia ihm eine Depesche Gaschins zukommen ließ, in welcher der Schwager in seiner lakonischen Weise Bodo ersuchte, im Falle er nicht zu stark mit der Ernte von kriegerischen Lorbeeren beschäftigt sei, doch schleunigst zurückzukehren, da Wera plötzlich auf und davon gegangen sei.

All das veranlaßte den Grafen, dem Lande seiner kühnen Hoffnungen schleunigst den Rücken zu kehren und nach Berlin zu reisen. Nach einigem Hin- und Hertelegraphieren erschien Gaschin in Berlin und brachte den von Wera zurückgelassenen Brief mit.

Er war kurz und entschied dennoch über die ganze fernere Zukunft eines im Aussterben begriffenen, edlen Geschlechts.

„Natalienhof, im November 1885.

Herr Graf!

Ihre Abreise, welche einer Flucht vor mir ähnlich sah, war unnütz!

Ein Wort von Ihnen — ich sage „Ihnen," denn mit dem heutigen Tage halte ich unsere Ehe für gelöst und glaube daher, daß es unserem Verhältnis besser entspricht, wenn wir wieder zum förmlichen „Sie" zurückkehren — hätte genügt, und ich wäre mit tausend Freuden auf eine Scheidung eingegangen. Unsere Verbindung war ein Irrtum. Wer von uns beiden unter diesem mehr gelitten, will ich nicht untersuchen!

Von dem Moment aber an, da Sie mir offenkundig durch Ihr Weggehen bewiesen, wie unausstehlich ich Ihnen geworden, fiel für mich auch die letzte Notwendigkeit, auf Sie Rücksicht zu nehmen.

Ich weiß nicht, was aus mir wird, wenn ich diese Erde verlassen habe, deshalb will ich wenigstens mein Dasein noch bei Lebzeiten auf meine Art genießen, und mir nicht durch Eure hochmütigen Mienen meine Tage verbittern lassen. Ich reite auf Kornblume nach Kolberg,

außer ihr, nehme ich nichts mit, höchstens noch das Bewußtsein, mich in Ihnen gründlich getäuscht zu haben.

Einmal nur, damals im Stalle in Hetzstein, glaubte ich, Sie wahrhaft zu lieben und für Sie allein leben zu können. Es war ein böser Traum und so möchte ich, daß wir beide die nebeneinander verbrachte Zeit ansehen! Ich glaubte damals, ich könnte für einen Mann — für Sie — ganz allein leben. Es geht nicht!

Und weil es nicht geht, so gehe ich, um mit dem Josef nach Milwaukee zu reisen, wo wir im Cirkus Smith Engagement finden werden.

Eine Scheidung wollen Sie bald möglich herbeiführen. — Da ich hiermit ausdrücklich erkläre, niemals wieder zu Ihnen zurückzukehren, so wird die Sache nicht schwerer halten, als die mit Tiralla.

Wera."

Graf Harzburg verblieb in Berlin und betrieb angelegentlich seine Scheidung. —

Im März des Jahres 1886 empfing er von Fräulein von Brackenstein folgende Antwort auf ein langes Schreiben.

„Wendenfels, im März 1886.

Lieber Graf Harzburg!

Sie fragen: ob ich Ihre Frau werden will? Ja! und tausendmal ja! —

Damit Sie, lieber Graf, dereinst eine recht gute Frau bekommen, bitte ich, mir drei Jahre Zeit zu lassen, mich dazu heranzubilden. —

Seit frühester Kindheit hörte ich in meinem Vaterhause viel von Politik reden.

Allmählich bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß unser großer Bismarck thun und lassen kann, was er will — nie macht er es allen recht!

Entweder sind unsere Arbeiter mit seiner Politik unzufrieden, oder der Schulmeister räsoniert, und wenn diese einmal einverstanden, so haben sicherlich einige Nachbarn daran zu tadeln.

Allen kann es kein Mensch recht machen!

Unfehlbar ist kein sterblich Geborner!

Höre ich aber so manche Herren reden, die doch für die eigene Unsterblichkeit noch so gar nichts zuwege ge-

bracht, befällt mein Preußenherz immer ein unendlich beschämendes Gefühl, und ich wünsche, ein recht reicher Mann geworden zu sein.

Wenn ich das wäre — würde ich furchtbar fleißig arbeiten und sobald ich etwas Tüchtiges gelernt, zum großen Fürsten Reichskanzler gehen und also sprechen:

‚Durchlaucht, versuchen Sie es mit mir. Ich bin jung und habe noch gute Nerven. Ich weiß, daß ein Mann, auf dem die Sorgen von fünf Weltteilen liegen, nicht immer liebenswürdig sein kann.

Ich weiß aber auch, daß unser Vaterland seines hohen Adels bedarf. Sobald dieser in nichts zerfällt, leistet er seinem Volke keine ersprießlichen Dienste mehr, jenes aber benötigt seiner ersten Geschlechter. Denn sie sind es, welche kraft ihres Ranges und ihrer finanziellen Unabhängigkeit vor allen und zu allen Zeiten dazu berufen erscheinen, die ehrlichsten Vertreter in den gesamten Körperschaften und die hingebendsten Berater ihres Kaiserlichen Herrn zu sein.‘

Und dann würde ich sagen:

‚Durchlaucht, geben Sie mir einen geeigneten Wirkungskreis. An meinem guten Willen soll es nimmer fehlen!‘

Wenn mit solch ehrlichen Vorsätzen recht viele tüchtige Männer unseres hohen Adels nach Berlin gingen, dort kleinlichen Einflüssen weit auswichen und nur das eine hohe Ziel: die Größe unseres herrlichen, neugeeinten Reiches treu, allezeit und zu jeder Stunde ganz allein im Auge behielten — dann würde das Vaterland auch wieder besser mit seinem hohen Adel, und dieser mit dem Vaterlande auskommen. Alle kleinlichen Zwietrachten müßten verschwinden. Ob konservativ, ob Reichspartei, ob Centrum oder liberal, ein jeder hätte nur das Wohl des Ganzen und den Glanz unseres teuren Deutschlands allein vor Augen und im Herzen. —

All das kann ich nicht, lieber Graf, da ich nur ein Mädchen bin. —

Nun hat mir aber ein kluger, lieber und zu den ersten Magnaten Preußens gehörender Mann die Ehre erwiesen, mich zu seiner Frau machen zu wollen. Dieser Mann heißt: Bodo Harzburg, und besitzt durch Verstand, Erziehung und Geburt alles, was ich mir gewünscht habe.

Wollen Sie, lieber Bodo, nicht die drei Jahre dazu benutzen, sich für einen derartigen Beruf vorzubereiten? Sie glauben gar nicht, wie ehrgeizig ihre zukünftige Frau ist.

Bei jedem Schritt vorwärts auf dem Wege der Arbeit und Ehre wird Ihnen Ihre Gabriele zujauchzen.

Bis dahin bleibe ich, natürlich ganz im Geheimen, Ihre treue Braut

Gabriele Brackenstein."